

PATCHWORK in der Familie und im Beruf

André Heller, Margit Schreiner, Raoul Schrott, Peter Weck, Melanie Mühl, Mathieu Carrière



Dorothee Golz: „Chair to Share“, 2011. Ein Sessel. Kein Sessel. Ein halber. Ein Kunstwerk. Ein Gebrauchsobjekt. Symbole. Foto: Klaus Fritsch

HEUTE

Kopf des Tages Almdudler-Boss Thomas Klein lebt mit seiner Frau, seinem Lebensgefährten und Kindern unter einem Dach. **Seite 48**

Druck auf Syrien China und Russland ringen sich in der Uno erstmals zu Kritik an Assad durch. Der Westen ist skeptisch. **Seiten 8 und 48**

Nulldefizit bei Gemeinden Dank des Wachstums konnten die Kommunen im Vorjahr ihre Budgetlöcher stopfen. **Seite 13, Kommentar Seite 48**

Personalnot bei Staatsanwaltschaft In Wien führt eine Personalfluktuierung von mehr als 30 Prozent zu überlangen Verfahren. **Seite 21**

Rennen um Bahn-Catering Wer immer neuer ÖBB-Speisewagenbetreiber wird, geht ein gehöriges Risiko ein. **Seite 31**

„Die spinnen, die Römer“ Werner Sobotka und Ramesh Nair sprechen über ihre Musical-Inszenierung an der Volksoper. **Seite 39**

FH-Studierende im Ausland

An den Fachhochschulen nehmen trotz zeitlicher und finanzieller Engpässe Erasmus-Aufenthalte zu.

FH-STANDARD
Seiten F 1 – F 8
KARRIERESTANDARD
Seiten K 1 – K 22

STANDARDS

Sport 22, 23
Wissenschaft 24
NetBusiness 36
Kommunikation, Blattsalat . . 41
Veranstaltungen, Kino . . . 42, 43
TV, Switchlist 44, 45
Kunstmarkt, Reise, Rätsel A 5 – A 8
Sudoku K 21

WETTER

Im Westen Schnee, im Osten und Süden ein Mix aus Sonnenschein und Wolken. Windig mit Höchstwerten um –3 bis +6 Grad. **Seite 42**

Nachrichten in Echtzeit auf derStandard.at



Faymann und Spindelegger verschärfen Streit um FPÖ

Kanzler schließt Verhandlungen aus – ÖVP will „breiten Konsens“

Wien – Die Koalitionsschefs streiten mittlerweile völlig offen, ob ihnen Grün oder Blau zur Zweidrittelmehrheit für die Schuldenbremse verhelfen soll. Kanzler Werner Faymann hält im STANDARD-Interview fest, dass er „mit gutem Grund kein Gespräch mit der FPÖ zur Schuldenbremse führt“. Ihre Forderung, kein Geld für den Euroschuttschirm zur Verfügung zu stellen, würde den Austritt aus der EU bedeuten: „Das würde unser Land in den Abgrund und zu Massenarbeitslosigkeit führen. Ich sage ganz deutlich: Das kann und darf keine Gesprächsgrundlage sein.“

Die ÖVP stellt klar, dass ihr die SPÖ nicht ihre Gesprächspartner diktieren könne und sie einen „breiten Konsens“ zur Schuldenbremse in Krisenzeiten erzielen

wolle. Parteiohmann und Vizekanzler Michael Spindelegger betont, er wolle mit jeder Oppositionspartei reden. Das erste Treffen mit FPÖ-Chef Heinz-Christian Strache sei jedenfalls „auch konstruktiv“ gewesen – eben wie jene

der Regierungsspitze mit BZÖ und Grünen. „Ich habe mit Klubobmann Strache gesprochen – ob Sie das lustig finden oder nicht!“ (red)

Seiten 14 und 15**Kommentar der anderen Seite 46****Kommentar Seite 48**

5,4-Milliarden-Loch bei Krediten

Nationalbank warnt vor Risiko bei Frankendarlehen

Wien – Die heimischen Kreditnehmer, die ein Fremdwährungsdarlehen – meist in Schweizer Franken – aufgenommen haben, sind deutlich unter Wasser. Bei solchen Krediten mit Tilgungsträgern klappt eine Kapitallücke von 5,4 Milliarden Euro, fast ein Fünftel des aus-

stehenden Volumens, warnt die Nationalbank in einer aktuellen Studie. Die OeNB befürchtet, dass die jüngsten Börsenturbulenzen zu neuen Verlusten führen können. Sie ermahnt zudem die heimischen Banken, ihre Kapitalbasis zu stärken. (red)

Seite 27

Lernen bei der Caritas

Lerncafé. Die Salzburger „Caritas“ hat ein sogenanntes Lerncafé eingerichtet. Hier sollen Kinder mit dem sogenannten Migrationshintergrund und aus sozial schwächeren Familien am Nachmittag Hausübungen machen, lernen, sich auf Tests vorbereiten und dann eine Stunde spielen – unterstützt von ehrenamtlichen Helfern.

Diese Meldung sagt mehr aus über gesellschaftliche Zustände als viele Studien und Umfragen. Wir haben eine nennenswerte Anzahl von Kindern, die Sprachprobleme und Lernschwierigkeiten aufweisen – viele davon „mit Migrationshintergrund“, aber nicht nur. Die Schule kann das nicht beheben, das Elternhaus auch nicht oder schon gar nicht. „Kein Geld für Nachhilfestun-

den, ein niedriges Bildungsniveau der Eltern, das es ihnen unmöglich macht, die Kinder zu unterstützen“, erklärt der Salzburger Caritas-Direktor. Eine neue Schicht von Perspektivlosen, Frustrierten, potenziellen Problemjugendlichen wächst heran – im reichen Österreich.

Wenn die Caritas einen Raum zur Bildung bieten muss, um Kinder nicht auf der Straße verwahrlosen zu lassen, dann stimmt mit dem System etwas nicht – ebenso, wie wenn Nacht- und Notdienste im größten Spital Mitteleuropas gestrichen werden müssen, weil neun Millionen fehlen (die die Inseratenverteilungsmaschine der Stadt Wien unterwegs am Gang verliert). Irgendwo wird das Geld falsch verwendet.

RAU

Vier Frauen und ein Wort.



Die Sonne war vom Himmel gefallen, der Herzkönig nicht mehr im Spiel, kurz gesagt: Kommissar Dietmars Mercedes war gestohlen worden. Fünf leidvolle Tage dauerte es, bis ein Passant den Wagen vor einem Heurigen entdeckte und die Polizei alarmierte. Umgehend erschienen der Kommissar und seine quirliche Sekretärin Exenberger in besagtem Lokal und verhörten die Verdächtigen: eine Deutsche, eine Französin, eine

Engländerin und eine Spanierin. Da die Vernehmung ergebnislos blieb, gingen sie enttäuscht hinaus und setzten sich ins wiedergefundene Auto. Dietmar knurrte: „Trotzdem: Einer der Gäste war’s!“, startete den Motor und aktivierte das Sprachbediensystem LINGUATRONIC. Exenberger nickte: „Davon red i jo!“ In diesem Moment schaltete sich das Radio ein. „Danke, Patrizial“, frohlockte der Kommissar. „Jetzt kenne ich den Täter.“ Wieso?

Die LINGUATRONIC verstand das Fragment „... red i jo“ offenbar als englisch gesprochenes „radio“ und reagierte. So war klar: Das System war umgestellt worden auf die Sprache des Diebes – der Engländerin. Nice try, bad luck! Nächster Fall: 14.01.2012



Mercedes-Benz

Neue Arrangements nach dem Auseinanderbrechen



Dorothee Golz: „Chair to Share“, 2011. Jede Kombination ist möglich. Verrücken. Umstellen. Neu kombinieren. Nicht anders funktioniert Patchwork.

Foto: Klaus Fritsch

„Reinszenieren, was die Eltern verbockt haben“

Mit dem Buch „Die Patchwork-Lüge“ hat die deutsche Journalistin **Melanie Mühl** für Aufregung gesorgt. **Mia Eidlhuber** sprach mit ihr über familiäres Scheitern, Weihnachtsfeste und Kisten, die sich nicht schließen lassen.

Sonntagabend bei Dunkin' Donuts am Berliner Hauptbahnhof: Melanie Mühl trinkt Cola mit Strohalm aus dem Pappbecher. Lange braune Haare, Jeans und schicke Stiefel, neben ihr eine Weekend-Tasche für die Bahnfahrt zurück nach Frankfurt. Pop plärrt aus dem Lautsprecher über uns, Kinder schreien. Das Aufnahmegerät läuft tapfer gegen den Lärm ...

STANDARD: Frau Mühl, Ihr Buch hat in Deutschland für Aufregung gesorgt. Was hat Sie veranlasst, so ein streitbares Buch zu schreiben?

Mühl: Ich bin in einer Patchwork-Familie groß geworden. Ich war zehn, als sich meine Eltern getrennt haben. Mein Bruder und ich sind dann mit der Mutter von Stuttgart in die Nähe von Bayreuth gezogen. Mein Vater hat mit seiner neuen Frau noch ein Kind bekommen, sie leben in der Nähe von Hamburg. Es gab ein Nord-Süd-Gefälle. Das hat mich geprägt. Aufgeregt hat mich, als unser neuer Bundespräsident mit seiner Patchwork-Familie in das Schloss Bellevue gezogen ist. Die Inszenierung hatte was Penetrantes. Da hatte ich andere Erfahrungen mit Patchwork gemacht. Da dachte ich: Ich recherchiere das. Im Boulevard und im Fernsehen ist Patchwork immer bunt. Dabei würde sich das Thema gut als dramaturgischer Stoff eignen, weil es so viele Konfliktfelder gibt. Aber das wollen die Sender nicht.

STANDARD: Wenn man Ihr Buch liest, bekommt man den Eindruck, dass hier Kritik an der medialen Vermittlung von Patchwork mit der Kritik an der Patchwork-Familie selbst verwechselt wurde ...

Mühl: ... es gab diesen Einwand, dass ich Wirklichkeit und Medien vermische. Im Nachhinein habe ich mich gefragt, ob der Titel zu hart gewählt war. Es fühlten sich viele angegriffen. Es ist eine Streitschrift und sicher zugespitzt. Ich weiß, dass Patchwork auch funktionieren kann, aber auch aus eigener Erfahrung, wo die Schwierigkeiten liegen. Ich fand es bedenklich, dass medial kaum über Probleme gesprochen wird. Scheitern ist nicht erlaubt. Wenn die mediale Vermittlung differenzierter wäre, würden die Leute sagen: Wir brauchen Hilfe! Die Gesellschaft teilt sich stark, in jene, die vor Therapie Angst haben und jene, die damit kokettieren.

STANDARD: Menschen, deren Familie gerade auseinanderbricht, sehen das als Scheitern. Ihr Buch tut so, als wäre das nicht der Fall.

Mühl: Ich habe das nicht aus Kalkül getan. Früher dachte ich auch, ich könnte diese Kiste für mich schließen. Aber ab einem gewissen Alter beginnt man sich mit der eigenen Geschichte zu befassen, fühlt sich zurückgeworfen. Da stellen sich existenzielle Fragen.

STANDARD: Welche?

Mühl: Etwa: Was bedeutet einem Weihnachten, und warum wäre man lieber ein Tier im Winterschlaf. Warum ändert sich das mit den Jahren nicht? Ich hatte immer Beziehungen zu Menschen aus intakten Familien. Viele Geschwister, enge Bindungen, Grundvertrauen. Ich fand das toll, aber bemerkte auch den großen Unterschied zwischen solchen Familien und meiner eigenen. Die Patchwork-Lüge habe ich über Weihnachten geschrieben, zurückgezogen auf einem Schloss in Ostdeutschland. Vielleicht ist es deshalb so hart geworden.

STANDARD: Dann hatte es auch einen therapeutischen Zweck.

Mühl: Klar, Schreiben hat immer etwas Therapeutisches. Ich habe bewusst auf die Ich-Perspektive verzichtet, das wäre reine Betroffenheitsprosa geworden. Als das Buch erschien, war ich überrascht, wie heftig die Reaktionen ausfielen und wie sehr ich offenbar gegen den Mainstream geschrieben habe.

STANDARD: In Ihrem Buch zitieren Sie den Satz: „Two parents, even

unhappy, are better“. Also: Für die Kinder auf alle Fälle zusammenbleiben. Wäre das Ihre Lösung?

Mühl: Nein, ich bin gegen die Vernunftfehe. Ich glaube nur, dass wir heute vielfach falsche Vorstellungen haben. Mit diesem Buch habe ich mich auch gefragt, was ich mir selbst erwarte. Was steht mir zu? Was erwartet sich der andere? Wenn man sich trennt, ist es wichtig, auf den Preis zu schauen. Meine Eltern haben alles dafür getan, dass es mir gut geht, und sie haben richtigerweise nach vorn geschaut und sich was Neues aufgebaut. Als Kind aber schaut man nach hinten. Man wollte sich nichts Neues aufbauen.

STANDARD: Sie zitieren eine Anwältin, die meint, dass Paare heute viel zu schnell einen Schlussstrich ziehen. Ab wann darf man?

Mühl: Das ist schwierig und sehr individuell. Aber ich denke, für die Entscheidung Kind oder kein Kind, sollte man sich eingehend prüfen. Wenn Kinder im Spiel sind, ändert sich alles. Ich verstehe mein Buch als Plädoyer für mehr Verbindlichkeit. Wie hoch ist der Preis für mehr Flexibilität? Können, wollen wir den zahlen? Mein Kapitel über die Scheidungskinder selbst ist das Entscheidende, darüber wurde im Vergleich wenig gesprochen.

STANDARD: Lassen Sie uns das nachholen. Würde das stimmen, was Sie über die Lebensperspektiven von Scheidungskindern geschrieben haben, dürften Sie nicht hier sitzen: Sie hätten nicht studiert, wären in keinem guten Job gelandet usw. Sie sind das beste Gegenbeispiel Ihrer eigenen Thesen.

Mühl: Das alles basiert auf seriösen Studien. Da meiner Biografie muss ich sagen: Es gab Situationen, die hätten schiefgehen können. Ich war schlecht in der Schule, es gab Zeiten großer Verlorenheit. Scheidungskinder stehen unter Druck. Das Elternhaus zerbricht, sie müssen ihre Welt neu sortieren und weiter funktionieren. Ein Kinderpsychiater hat mir gesagt, er wisse nicht mehr, in welche Klinik mit den jungen Patienten, weil der Bedarf so hoch ist. Darüber muss man reden. Scheidungskinder haben es, was spätere Beziehungen betrifft, schwerer. Die Scheidungsraten liegen bei ihnen doppelt so hoch. Logisch: Man reinszeniert, was die eigenen Eltern verbockt haben, obwohl das das Letzte ist, was man eigenen Kindern antun will.

STANDARD: Was würden Sie heute familienpolitisch einfordern?

Mühl: 90 Prozent aller Alleinerziehenden sind Mütter. Man tut immer so, als wäre das mit der Gleichberechtigung schon gelungen. Wenn es hart auf hart kommt, sind es Frauen, an denen vieles hängenbleibt. Im Schnitt verdienen Frauen immer noch um 20 Prozent weniger als Männer, und sie werden überhaupt nicht begünstigt, weder steuerlich noch familienpolitisch. Es gibt eine Reihe eigenartiger Bestimmungen, etwa, dass Alleinerziehende ab dem 3. Lebensjahr des Kindes Vollzeit arbeiten müssen, wenn sie einen Kitaplatz haben wollen. Wann haben diese Frauen noch Zeit für sich und ein neues Leben, während viele Väter jedes zweite Wochenende den Papi spielen. Die werden jetzt auch noch mit besseren Väterrechten ausgestattet. Da muss man schon genau hinschauen und sich fragen: Wer hat die Arbeit? Das sind noch immer die Frauen.

STANDARD: Sie schreiben recht polemisch über die neuen Väter. Verbinden Sie damit nicht eine Hoffnung, dass die vaterlose Gesellschaft ein Ende findet?

Mühl: Ich denke, dass sich die Situation verbessert hat. Aber es gibt Studien, die besagen, dass Männer mit Kindern mehr Zeit in der Arbeit verbringen als Männer ohne Kinder. Das ist interessant. Wenn man über die neuen Väter spricht, bekommt man das Gefühl, als hätten die ihren Job schon erledigt. Für Lobgesang ist es noch zu früh! Denn, wenn Familien auseinanderbrechen, dann sind die neuen Väter auch sehr schnell wieder die alten Väter.

STANDARD: Was wollten Sie mit „Der Patchwork-Lüge“ erreichen?

Mühl: Ich wollte eine Debatte aus-

lösen. Das ist passiert. Heute würde ich mehr darauf achten, in welcher Verfassung ich beim Schreiben bin. Denn da war auch viel Wut dabei. Aber die ist ein Motor.

STANDARD: Wie ist das in Ihrer Familie angekommen?

Mühl: Meine Mutter fand es toll – und traurig. Auch mein Vater, von dem ich nicht wusste, ob er's gelesen hatte, rief an und sagte, er sei froh, dass es keine Abrechnung geworden ist. Da dachte ich, ob ich vielleicht zu harmlos war (lacht).

STANDARD: Ihr Buch wirft viele wichtige Fragen auf, kommt aber zu wenigen Lösungen.

Mühl: Es ist kein Ratgeber. Ich glaube, bevor wir zu Lösungen kommen, muss man Zustände konstatieren. Ich weiß, ehrlich gesagt nicht, was die Lösung ist. Vielleicht eine andere Liebesidee.

Die „FAZ“-Redakteurin hat sich warmgeredet. „Verstehen Sie sich denn mit Ihren Eltern?“, fragt Mühl nach 90 Minuten Interview die Interviewerin. Es folgt der Austausch zweier Scheidungskinder über ihre Erfahrungen ... Zum Schluss sagt sie, als das Tonband nicht mehr läuft, dass sie wahrscheinlich nie so selbstständig und erfolgreich geworden wäre ohne diese Scheidungserfahrung. Ihre letzten Sätze: „Man muss reden. Das ist es, worum es mir geht: die Kinderperspektive. Man ist so klein und versteht es nicht!“ Und nach einer kleinen Pause: „Schwieriges Thema, oder?“ Dann muss sie zum Zug.

MELANIE MÜHL, geb. 1976, wuchs bei Bayreuth auf. Mühl hat Journalismus studiert. Seit 2006 arbeitet sie im Feuilleton der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“. Sie ist verheiratet und lebt in Frankfurt. Vor „Die Patchwork-Lüge“ erschien ihr Buch „Menschen am Berg“ (Hanser Verlag, München).



Melanie Mühl (35), Scheidungskind: „Als Kind aber schaut man nach hinten. Man wollte sich nichts Neues aufbauen.“

Foto: Hanser Verlag

Neue Familienkonstellationen in Österreich

Vielfalt und Herausforderung

Wie sieht das neue Zusammenleben, vulgo Patchwork, aus? Welche Formen gibt es? Und wie wird es bewältigt? Gebraucht werden jedenfalls neue Spielregeln und viel Verständnis für komplexe soziale und emotionale Gefüge.

Ulrike Zartler

Patchwork-Familien sind kein neues Phänomen. Vermutlich waren sie in historischen Zeiten häufiger. Während aber früher meist ein verstorbener Elternteil „ersetzt“ wurde, geht es heute meist um eine Erweiterung der Familie durch neue Partner („Stiefeltern“), Halb- und Stiefgeschwister oder Großelternanteile.

Stiefvater, Stiefmutter, Halbschwester – diese Begriffe klingen wie aus Grimms Märchen und sind negativ besetzt. Neue, unbelastete Begriffe gibt es bislang nicht. In der Wissenschaft werden Begriffe wie Stieffamilie, Folge-, Zweit- oder Fortsetzungsfamilie verwendet. Außerdem spricht man von biologischen und sozialen Elternteilen, multipler oder fragmentierter Elternschaft. Im Alltag hat sich der Begriff „Patchwork-Familie“ durchgesetzt, der in der Forschung nur zögerlich verwendet wird.

Quasi-, Sozio-, Plus- und Pro-

Noch komplizierter ist es, Begriffe für die neuen Personen und Verwandtschaftsverhältnisse zu finden. Wie könnte man die Großeltern des Halbbruders benennen? Oder die Schwester der Stiefmutter? Die Redaktion der *Zeit* beauftragte eine Branding-Agentur damit, Begrifflichkeiten für komplexe Familienverhältnisse zu finden. Die Vorsilbe „Ko-“ schnitt am besten ab (Ko-Mutter, Ko-Vater, Ko-Schwester); auf den Plätzen landeten Quasi-, Sozio- und Beinahe-. Für Halbgeschwister wurde der Begriff „Cosy“ favorisiert (für Bruder und Schwester zu verwenden), dicht gefolgt von Ad-Bruder, Plus-Schwester und Pro-Bruder. Der Familientherapeut Jesper Juul schlägt den Begriff Bonus-Eltern vor, um positive Assoziationen zu unterstützen.

Patchwork-Familien werden statistisch als Familien definiert, in denen Elternteile mit ihren Kindern aus früheren Beziehungen in einer Ehe oder Lebensgemeinschaft zusammenleben. Nach dieser Definition ist etwa jede zehnte Familie mit Kindern eine solche. Mehr als die Hälfte dieser Familien (53 Prozent) sind sogenannte einfache Stieffamilien, in die nur ein Partner Kinder einbringt. In 44 Prozent der Familien wohnen neben eigenen Kindern der Partner auch gemeinsame Kinder (komplexe Stieffamilie). In drei Prozent der Familien bringen beide Partner Kinder mit, es gibt aber keine gemeinsamen Kinder (zusammengesetzte Stieffamilie).

Während früher durch hohe Müttersterblichkeit Stiefmutterfamilien stark verbreitet waren, sind heute Stiefvaterfamilien am häufigsten, in welchen die leibliche Mutter mit Kind(ern) und neuem Partner lebt. Sie machen 48 Prozent der Patchwork-Familien aus, während nur fünf Prozent Stiefmutterfamilien sind.

In Patchwork-Familien sind die Partner besonders häufig unverheiratet (44 Prozent). Da die Trennungswahrscheinlichkeit bei nichtehelichen Lebensgemeinschaften deutlich höher ist als bei Ehen, haben die Mitglieder von Patchwork-Familien auch ein höheres Risiko, eine (weitere) Trennung zu erleben. Das kann für die beteiligten Erwachsenen belastend sein und ist auch für Kinder relevant: Forschungsergebnisse

zeigen, dass das Erleben mehrerer Wechsel von Familienkonstellationen nachteilig für die kindliche Entwicklung ist.

Wie stellt sich die Situation aus Kindersicht dar? Ungefähr jedes zehnte österreichische Kind lebt in einer Patchwork-Familie, aber nur zwei Drittel davon sind „Stiefkinder“ (also Kinder, die mit einem leiblichen und einem nicht-leiblichen Elternteil leben). Ein Drittel wächst als gemeinsames Kind des „neuen“ Paares auf. Diese Differenzierung ist wichtig, da Stiefkinder oft eine schwierigere Position haben und eventuell mehr (elterliche) Unter-

stützung brauchen als gemeinsame, im Patchwork aufwachsende Kinder.

In der Statistik nicht erfasst und auch von den beteiligten Personen häufig übersehen wird, dass Kinder nach einer elterlichen Trennung oft mehrfach mit Stiefeltern konfrontiert sind. Geht zum Beispiel der geschiedene Vater, bei dem das Kind jedes zweite Wochenende verbringt, eine neue Partnerbeziehung ein, so erlebt das Kind eine weitere Patchwork-Situation. Wie viele solcher sekundären Patchwork-Familien es gibt, kann aufgrund der Datenlage nicht gesagt werden.

Patchwork-Familien erinnern an das Bild vom „Fleckerlteppich“. Sie vereinen eine Vielfalt an Personen, Lebensweisen und Einstellungen. Dennoch gibt es gemeinsame Merkmale: Patchwork-Familien sind komple-



Dorothee Golz: „Warteraum“, 2001.

Foto: Dorothee Golz

xer und umfassen mehr Personen, zwischen denen eine größere Vielfalt an Beziehungen, Geschichten und Erfahrungen aus anderen Familien besteht. Die Eltern-Kind-Beziehung existiert bereits, bevor die Partnerbeziehung beginnt. Biologische und soziale Elternschaft fallen auseinander, und für die Gestaltung der Stiefelternrollen gibt es kaum Vorgaben.

Daraus ergibt sich: Vergangene Verluste durch Scheidung oder Tod wollen verarbeitet, die Trennung von Paar- und Elternebene

ebenso wie der Umgang mit den anderen involvierten Elternteilen gelernt werden. Beziehungen müssen definiert, Rollen ausverhandelt und familiäre Regeln festgelegt werden. Rechtlich wurden mit dem Familienrechtsänderungsgesetz 2009 die Beziehungen in Patchwork-Familien bereits normiert.



Ulrike Zartler ist Soziologin an der Universität Wien.



Lebensentwürfe als Installationen

Wahrheit ist nur eine Möglichkeit

Ist etwas wahr, weil man es wahrnimmt? Wie sicher ist das Sichere? In ihrer „Forschungsarbeit“ seziert Dorothee Golz den Bereich zwischen innen und außen. Porträt einer künstlerischen Grenzgängerin.

Lisa Nimmervoll

Das ist „dieses Ding“. Immer wieder taucht es in Dorothee Golz' Arbeiten auf. „Dieses Etwas“, das irritiert, das unbenennbar ist. Aber wirkmächtig. Es setzt etwas in Bewegung im Betrachter. Auf „dieses Ding“ kommt es Golz in ihren Werken an. „Das Gefühl, dass etwas nicht stimmt, versuche ich in meine Arbeit hineinzubringen.“

Sie lässt mit ihren Arbeiten eine Ahnung aufkommen, dass das, was man sieht und für gewiss hält, vielleicht doch nicht die ganze Wahrheit ist oder die einzige. Zu viel Selbstgewissheit ist ihr verdächtig. Dann verschiebt sie vermeintlich Sicheres ein klitzekleines Stück, und schon ist das Sichere unsicher. „Eine Sache nehmen, ein bisschen anders tunen – und man hat Zugang zur Psyche der Menschen“, beschreibt Dorothee Golz ihre Methode.

Die hat sie in vielen ihrer Arbeiten praktiziert. Zum ersten Mal, und da gleich mit großem Tusch auf der großen Bühne der Kunstszene aufgetaucht ist „dieses Ding“ 1997. Bei der Documenta X sorgte die Hohlwelt (Seite 16) der jungen deutschen Künstlerin, die 1989 nach Wien gekommen war, für Aufsehen. dX-Kuratorin Catherine David hatte die große durchsichtige Kugel, in der ein an die blasenförmige Wand angeschmiegt Drehstuhl, eine ebenso gebogene Stehlampe und eine amorphe Form enthalten war, in der Wiener Secession gesehen – und Golz nach Kassel eingeladen.

Zu diesem Zeitpunkt – die Ausstellung in der Secession – wusste Golz für sich: „Ich habe mein Thema und die richtige Sprache dafür gefunden.“ Seither seziert sie Wahrnehmung und Wahrheit: „Wie nimmt man etwas wahr? Wann wird etwas wahr? Welche Wahrheit? Die innen? Die von außen? Was wir uns innen vorstellen?“ – Dies ist ihr „Grundthema“. Die Wahrheit ist in dem Wechselspiel der Projektionen und Reflexionen begründet, die ständig von innen nach außen und umgekehrt diffundieren, meint sie.

Was ist die „Wahrheit“ der Hohlwelt? Lampe, Stuhl und „dieses Ding“. Zwei vertraute Elemente, eines, das Fragen aufwirft. „Dieses Ding ist das, was uns rätselhaft erscheinen lässt, das uns verrückte und auch schon mal unvernünftige Sachen machen lässt, das uns zum Psychiater treibt“, sagt Golz. Es ist das, was uns einzigartig macht – und jeder Betrachter wird etwas anderes herauslesen.

„Ich möchte keine Sache bieten, wo man sagt: ‚Schön, verstanden! Abgehakt!‘, sondern eher, wo man sagt: ‚Hm, da ist irgendwas. Könnte es vielleicht das sein?‘ Der Geist möchte sich damit befassen“, erklärt Golz ihre „Technik“.

Der Geist, der Intellekt spielt in ihrer Arbeit eine zentrale Rolle. Sie will den Dingen auf den Grund gehen. Eigentlich wollte ja Golz, die 1960 in Mülheim an der Ruhr geboren wurde, Physik studieren. Da sie aber nicht sofort einen Studienplatz bekam, schrieb sie sich vorübergehend an einer Kunstschule ein, bis sie ab 1981 ein grenzüberschreitendes Studentinnendasein zwischen Deutschland und Frankreich startete. An der Ecole Supérieure des Arts Dé-

coratifs de Strasbourg studierte sie Kunst, an der Universität Freiburg Kunstgeschichte und Ethnologie. Die Kunst hatte sie da bereits „voll in den Bann gezogen“, aber die Begeisterung für die Wissenschaft war immer geblieben. Bis heute. „Ich habe meine Kunst immer auch wissenschaftlich betrieben.“

Sie arbeitet mit Chemikern, um Materialien für ihre Arbeit zu entwickeln; hat keine Scheu, sich mit neuen Computertechniken auseinanderzusetzen. Drei Computer in ihrem Wohnatelier / ihrer Atelierwohnung nahe der Alten Donau – die Grenzen sind fließend, Wohnung ist wahr, Atelier ist wahr; Kunstwerke wie der *Chair to Share* (Seite 1) werden durch neue Arrangements zu Wohngegenständen – zeugen davon.

Durch ihre Experimentierfreudigkeit seien oft „formale Lösungen entstanden, die es so vielleicht noch nicht gab“. Die *Digitalen Gemälde* etwa – „ein Teil meiner Forschungsarbeit“. Auch da die subtil eingebaute Irritation.

Golz hat historische Porträts mit modernen Körperhaltungen verschmolzen und in heutige Umgebungen montiert und so, ohne Worte, eine Theorie der Geschlechterverhältnisse geliefert. Nach der fotografischen und digitalen Bearbeitung

etwa von Vermeers *Mädchen mit dem Perlenohrring* ist nicht mehr eine etwas verhuschte, gedankenverlorene Frau zu sehen, sondern eine junge Frau in Jeans und Ballerinas, die selbstbewusst in die Kamera schaut. Ein Gesicht, ein Blick, zwei nicht vergleichbare Möglichkeitsräume für ein Frauenleben. Während Dürers Selbstporträt, schon damals mit straightem Blick auf den Betrachter, von Golz in eine coole Lederjacke gesteckt, kaum mehr Irritationspotenzial hat. Der Langhaarige könnte ein Kerl von heute sein.

Experimentierfreudig heißt bei Golz auch kompromisslos: „Von einer Sache, die gut ankommt, würde ich nicht 20 Varianten machen, nur weil es gefällt.“ Es sich auf einem Erfolgsplateau gemütlich zu machen und dem Kunstmarkt zu geben, wonach er gerade giert, ist ihre Sache nicht.



Sieht aus wie eine Tasse, aber ist es eine? „Diese Tasse ist eine Tasse, keine Tasse.“ Hinter Dorothee Golz hängt eine ihrer Zeichnungen: „Nie treffen wir uns – auch nicht in der Unendlichkeit.“ Foto: Klaus Fritsch

„Ich bin sehr unorthodox“, sagt sie auch. Das betrifft nicht nur ihre Werkzeuge, das kann auch Kartoffeldruck sein. Es zeigt sich auch an der Bandbreite ihrer Arbeit: Objekte, Installationen, Zeichnungen, Fotoarbeiten, Kunst im öffentlichen Raum (z. B. das Memorial für die Opfer der NS-Medizinverbrechen in Maria Gugging). Es wird immer an „jedem Strang weitergearbeitet“, manchmal entstehen Querverbindungen, etwa, wenn sie das Skizzenhafte ihrer Zeichnungen plötzlich dreidimensional weiterdreht und einen ihrer *Lebensentwürfe* (Seite 40) in den Raum projiziert. Hasengitter

und etwas Stoff reichen, um ein Schlafzimmer als Versuchsanordnung für ein mögliches Leben zu skizzieren. Raum zum Scheitern inklusive, aber nie ausformuliert.

Zum Thema der Schwerpunktausgabe – Patchwork – sagt die Mutter zweier erwachsener Söhne, von deren Vater sie getrennt lebt: „Gebaute Familien müssen gar nicht unbedingt schlechter sein als die biologische.“ Auch da gibt es keine verordnete Wahrheit.

So wie über die Kunst. „Ich bin mehr an der Suche nach der Wahrheit interessiert als an Kunst“, sagt die Künstlerin. Künstlerin? Bloß eine weitere gesellschaftliche Ver-

abredung zur Wahrheitsproduktion! Darum hat Dorothee Golz „vor einiger Zeit beschlossen, dass ich mich nicht mehr als Künstlerin empfinde. Ich wollte mich aus diesem Kunstkontext rausnehmen. Ich habe nie beschlossen, Kunst zu machen, aber das, was ich mache, wird halt Kunst genannt und in Museen gezeigt.“

Und jetzt im STANDARD. Nicht, weil es „halt Kunst“ ist. Weil es Dorothee Golz ist.

Anfang 2012 wird Dorothee Golz in der Galerie Charim neue Werke zeigen (www.charimgalerie.at).

➔ dorothee-golz.com

Licht und Schatten der digitalen Bohème

Nicht jeder verzichtet dankend auf einen fixen Arbeitsplatz – trotzdem kann es für viele das Richtige sein

Julia Herrnböck

Der Entwickler bei BMW, der nebenbei als Erfinder arbeitet. Der Fotograf, der sich als Handwerker in der Freizeit betätigt – das sind die Idealszenarien einer Patchwork-Karriere.

Menschen, die ihren fixe Stelle gegen Selbstbestimmung eintauschen, werden kontinuierlich mehr. Doch nicht alle wählen die bunte Zusammensetzung aus verschiedenen Tätigkeiten aus rein intrinsischer Motivation: „Der Wunsch nach einem sicheren Arbeitsplatz steht bei den 15- bis 39-Jährigen immer noch an erster Stelle“, sagt Andreas Steinle vom Zukunftsinstitut in Deutschland, „aber die Wirklichkeit ist eine andere geworden.“

Vor allem die Gruppe der Absoluten muss auf flexible Arbeitsmodelle zurückgreifen. Nach der Ausbildung winkt nur selten direkt ein unbefristeter Vertrag. Was aber gar nicht so schlimm ist, findet Holm Friebe, Koautor des Buches *Wir nennen es Arbeit – die digitale Bohème*.

„Die Arbeitsmarktsituation mag ein Faktor für Patchwork-Biografien sein“, so Friebe. Sinn und Selbstverwirklichung im Schaffen würden bei vielen Freien und Selbstständigen dazu führen, diese Unsicherheit in Kauf zu nehmen. „Dass Papas alte Arbeitswelt den Bach runtergeht und fragmentierte Lebensläufe nur zähneknirschend in Kauf genommen werden, ist eine defensive Betrachtungsweise.“

Das bestätigt auch Trendforscher Steinle. Viele würden die unfreiwillig gestartete Patchwork-Karriere später als Glück erfahren. „Aktuell boomen Coworking Spaces“, wo sich Selbstständige aus verschiedenen Bereichen zusammenschließen. „Vor allem Fachkräfte und Techniker hätten reichlich Stellenangebote, würden die neue Freiheit aber nur ungern aufgeben. Eine weitere Gruppe, die auf freie Zeiteinteilung angewiesen ist, wären alleinerziehende Mütter. „Flexibilität ist in den Strukturen der alten Arbeitswelt nur schwer möglich“, so der Autor Friebe.

Weder Unternehmen noch die Regierungen in Europa hätten mit der demografischen Veränderung adäquat mitgezogen, kritisiert er.

Die Sozial- und Pensionssysteme seien rein auf lineare Erwerbsbilder ausgerichtet. „Ein klarer Nachteil für freie Arbeit.“

Künftig werde ein buntes Portfolio mehr Aussagekraft haben als die klassischen Positionen im Lebenslauf. Die große Entscheidung falle meist nach fünf bis zehn Jahren. „Wer bis dahin Erfolg hat mit seinem Modell, bleibt dabei. Die Schiffbrüchigen sind dann bereit, in klassische Arbeitsverhältnisse zurückzukehren“, so Friebe.

Werner Eichhorst vom Bonner Forschungsinstitut zur Zukunft der Arbeit sieht Nachholbedarf bei Firmen. „Handlungsspielraum, flache Hierarchien, Kompromissbereitschaft – das sind die Köder für Hochqualifizierte. Und davon gibt es zu wenige.“

Berufsbilder werden komplexer

„Der Arbeitsplatz bin ich selbst“

„Individualisierung“, „New Work“ und „Connectivity“ sind in der Zukunftsforschung die Schlagworte zu den Megatrends im Arbeitsleben, das ein Patchwork aus Jobs, Teams, Projekten und Generationen ist.

Karin Bauer

Der dreiteilige Lebenslauf – eine Ausbildung, ein Job und dann (endlich) die Pension – ist vorbei. Davon ist Harry Gatterer, Geschäftsführer des Zukunftsinstituts in Wien, überzeugt. Die Arbeitswelt sei multipolar, auch wenn das denjenigen, die Systeme und Organisationen steuern wollen, wirklich Mühe macht und sie am liebsten möglichst große Teile der Belegschaft in traditionellen Strukturen „managen“ würden, statt sich mit zunehmender Vielfalt herumzuschlagen. Mit nunmehr vier Generationen (Babyboomer – geboren zwischen 1945 und 1960, Generation X – geboren zwischen 1960 und 1980, Generation Y – geboren zwischen 1980 und 2000 und die Generation Z – geboren ab 1995) gibt es aber kein Zurück in die Welt, in der jeder froh war, wenn er einen Schreibtisch und einen PC zugewiesen hatte.

Gatterer: „Paradigmen brechen. Vor allem bei den Jungen. Die wollen nicht mehr den einen Lebensjob, sie finden am Patchwork im Arbeitsleben auch nichts Schlech-



Harry Gatterer.
Foto: Hendrich

tes, sie leiden nicht darunter.“ Dem entsprechen auch die Forschungserkenntnisse über die Wünsche und Bedürfnisse der Generation Y, der sogenannten Digital Natives: Sie wollen alles – und das sofort. Heilsversprechen von Arbeitgebern, wonach später gut entlohnt wird, wer jetzt ordentlich reinrackert, glauben sie nicht. Sie wollen sich einsetzen und mit ihrer Arbeit identifizieren, aber sie muss auch Spaß machen und sinnerfüllt sein – wenn das nicht mehr passt, dann ziehen sie weiter, bestückt mit der Lebenserfahrung der sogenannten Generation Praktikum. Diese Generation, sagen die Studien und Umfragen, will jetzt ordentlich leisten, ordentlich Geld, eine gute Position und ordentlich Freizeit. Also alles optimiert sofort.

Zudem kommunizieren die Mittzwanziger mit ihren Arbeitgebern auf Augenhöhe – devot vor der Türe des Chefs warten ist nicht ihre Sache: Waren sie doch schon im Kindergarten kleine Mitbestimmer, wurden als Qualitätskinder auf dem Rücksitz zu mannigfaltigen Ausbildungen gefahren, sind überwiegend gut und international ausgebildet. Und sie wissen: Die Demografie ist auf ihrer Seite – wenn sie ihre Arbeitskraft anbieten, dann werden sie als Preziosen gesehen – dem entsprechend eben ihr Selbstbewusstsein.

Vor allem in der neuen Generation – aber nicht nur dort – werde eine Balance zwischen Arbeit und Beruf, gern auch unter Opferung der schön getakteten Regelmäßigkeit – immer wichtiger. Verantwortung und halbe-halbe in der Familienbetreuung habe Inhalt, sei nicht nur noch Motto.

Vorbilder gebe es für diese Jungen kaum, sagt Gatterer. Aber: „Ohne Patchwork könnten sie sich ein Leben vermutlich gar nicht mehr vorstellen.“ Er verweist zudem darauf, dass mehr als die Hälfte der Unternehmen in Öster-

reich Ein-Personen-Firmen sind, „die leben per definitionem im Patchwork, von Projekt zu Projekt, mit wechselnden Kooperationen und Teams“. Die Wirklichkeit sei weiter als die Rahmenbedingungen steuerlicher und arbeitsrechtlicher Natur.

Gatterer will sich aber nicht bloß auf die innerhalb des „War for Talents“ in alternden Gesellschaften so viel beforschten Jungen konzentrieren. In Studien aus Deutschland hat er herausgefunden, dass über mehr als Prozent aller „Büroarbeiter“ angeben, sie könnten gut ohne fixen Arbeitsplatz auskommen. „Patch-



work“, ursprünglich negativ aus der soziologischen Familienbeurteilung konnotiert, habe auch da seinen schlechten Beigeschmack verloren.

Folgerichtig arbeitet auch das Zukunftsinstitut an neuen Büros. Dort wird Raum zur Verfügung gestellt. Nicht der Schreibtisch, auch zweckfreier Raum, der als Entwicklungs- und Wachstumszone gesehen werde. Gatterer: „Zellen- oder Großraumbüros, in denen jeder seinen vermessenen Schreibtisch und Computer hat, sind sicher nicht die Zukunft.“ Das zunehmende Gefühl laute: „Der Arbeitsplatz bin ich selbst.“ Immerhin: Wir befänden uns in der Wissensökonomie, in der vom Wissen via Kreativität Neues entsteht. Dass da zwischen den Generationen extrem unterschiedliche Werte und Bedürfnisse aufeinanderprallen, sieht er auch:

„Da gibt es sicher viele Bruchstellen im System.“ Tatsache bleibe aber – und die Komplexität werde sich weiter erhöhen: Die Vielfalt der Lebens- und Arbeitsmodelle werde weiter zunehmen.

Zugrunde lägen dem drei sogenannte Megatrends: Individualisierung, New Work und Connectivity. Erste bedeute, dass Menschen zunehmend auf sich selbst gestellt sind in der Lebensgestaltung, dass sich Verbindungen und Vertrauen neu definieren und nicht auf Althergebrachtem fußen. Beide würden ständig neu verhandelt und seien nicht lebenslang vorgeprägt, erklärt Gatterer. Das ängstige – ja, aber schaffe Freiheit. Dazu komme in der vernetzten Welt ein riesiger Möglichkeitsraum, in dem sich das Spektrum der Wahl- und Aktionsräume permanent erweitert. New Work bringe mit sich, dass Menschen auch den Anspruch entwickeln, aus ihrem Wissen und ihrer Kreativität Neues zu schaffen.



Dorothee Golz: „Chair to Share“, 1997 bis ...
Foto: Klaus Fritsch

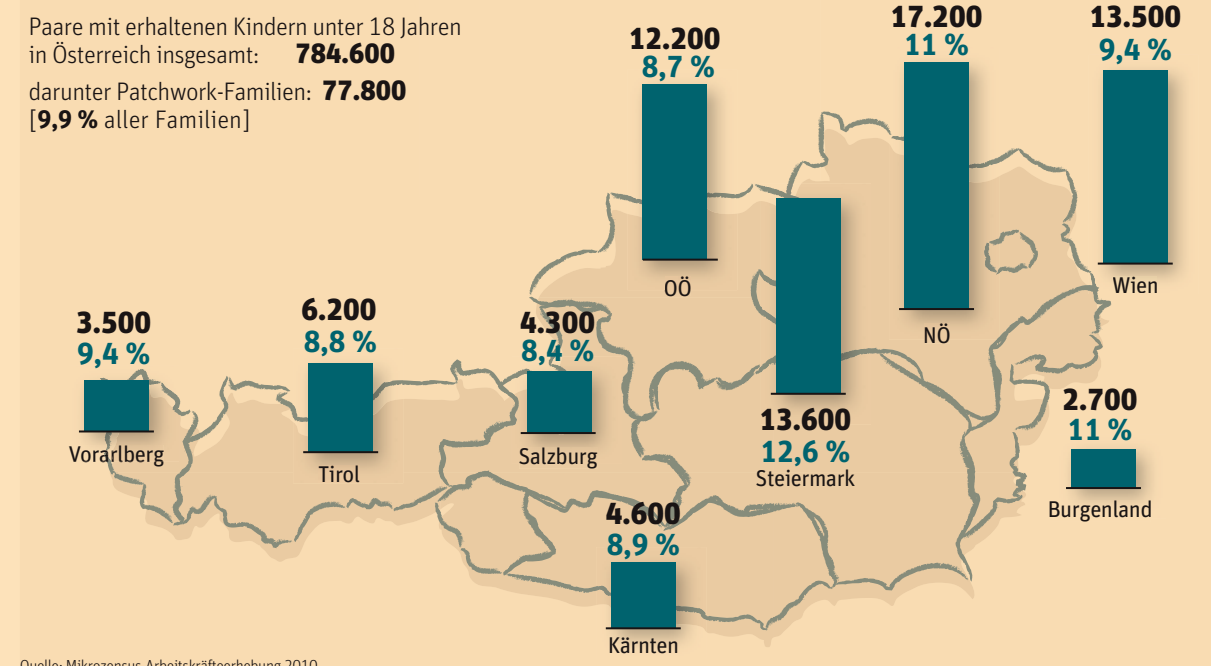


Die Familien – ein Fleckerlteppich

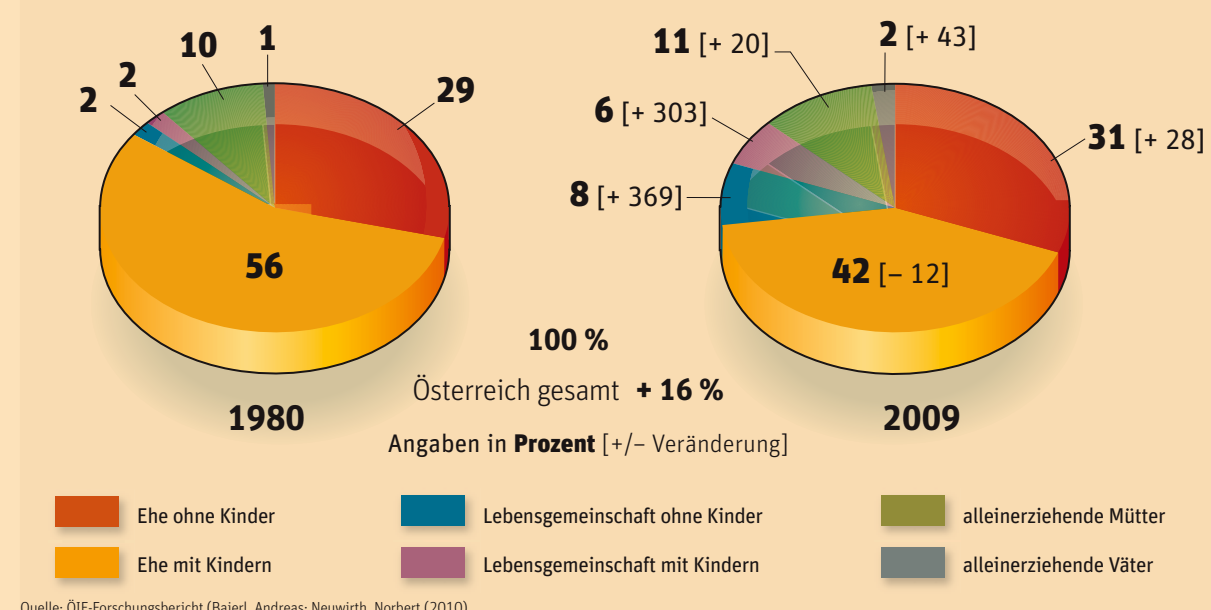


Mehr Scheidungen, mehr neue Partnerschaften – und Familien, die nach einem Patchwork-Muster zusammengesetzt sind: In Österreich gibt es insgesamt 2.334.000 Familien, aber in vier von zehn Familien (39 Prozent) lebt kein Kind. Bei sieben Prozent der Ehepaare und bei 23 Prozent der Lebensgemeinschaften (jeweils mit Kindern unter 15 Jahren) handelt es sich um Familien mit Stiefeltern beziehungsweise Stiefkindern. Insgesamt sind knapp 10 Prozent der 660.000 Paarfamilien mit Kindern unter 15 Jahren Patchwork-Familien.

WO DIE PATCHWORK-FAMILIEN LEBEN

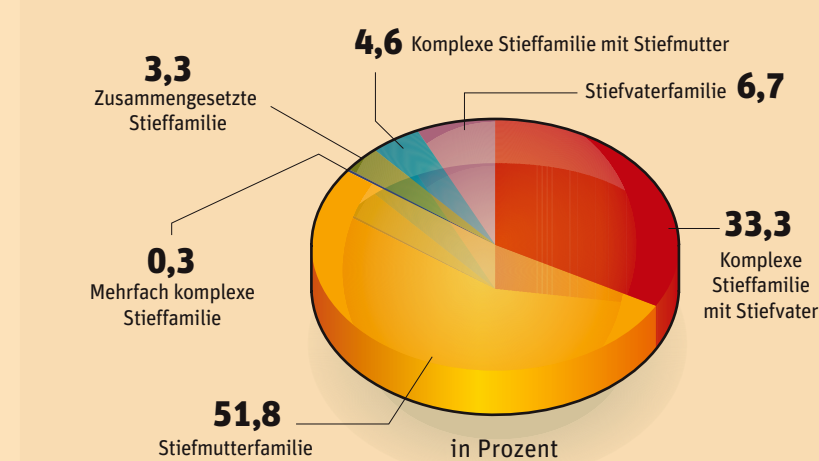


FAMILIENKONSTELLATIONEN MIT KINDERN IM VERGLEICH



PATCHWORKFAMILIEN-TYPEN

In Patchworkfamilien leben ...					
	leibliche Kinder der Frau	leibliche Kinder des Mannes	gemeinsame Kinder	Prozent der Patchwork-Familien	Prozent der Familien insgesamt
nein	ja	nein	nein	6,7 %	0,5 %
nein	ja	ja	ja	4,6 %	0,4 %
ja	ja	nein	nein	3,3 %	0,3 %
ja	ja	ja	ja	0,3 %	0,0 %
ja	nein	nein	nein	51,8 %	4,0 %
ja	nein	ja	ja	33,3 %	2,6 %



Für die Interpretation ist zu beachten, dass die von ihren Kindern getrennt lebenden Elternteile möglicherweise bereits gestorben sind bzw. eigene Kinder mit einem anderen Partner haben. Der letztere Fall führt aufgrund der Beteiligungen dieser Väter und Mütter an mehreren Familienkonstellationen zu einer Mehrfachzählung bei der Berechnung der Gesamtheit der Mütter und Väter.

Quellen: ÖIF, Mikrozensus 2008-2009, Statistik Austria

FAMILIENTYP UND KINDER

Patchwork-Familien ¹⁾ nach Familientyp, Zahl der Kinder und Verteilung auf die Bundesländer

Merkmale	Paare mit Kindern insgesamt	Paare mit erhaltenen ²⁾ Kindern unter 27 Jahren	davon Patchwork-Familien	Paare mit Kindern unter 18 Jahren	davon Patchwork-Familien	Paare mit Kindern unter 15 Jahren	davon Patchwork-Familien
insgesamt	1.122.500	891.900	85.700	784.600	77.800	659.600	64.200
Familientyp							
Ehepaar	975.200	753.100	48.200	652.000	43.600	538.300	36.600
Lebensgemeinschaft	147.300	138.700	37.500	132.600	34.200	121.300	27.600
Zahl der Kinder							
1	508.700	331.300	28.900	272.100	23.800	221.200	15.200
2	446.500	400.100	37.100	358.500	34.600	298.100	30.200
3	127.800	121.400	13.900	115.900	13.700	104.700	13.200
4 und mehr	39.500	39.100	(5.700)	38.100	(5.700)	35.600	(5.700)
Alter des jüngsten Kindes							
0-2 Jahre	191.500	191.500	12.900	191.500	12.900	191.500	12.900
3-5 Jahre	136.700	136.700	12.900	136.700	12.900	136.700	12.900
6-14 Jahre	331.300	331.300	38.400	331.300	38.400	331.300	38.400
15 und mehr Jahre	462.900	232.300	21.400	125.000	13.600	-	-
Bundesland							
Burgenland	42.300	29.300	2.800	25.000	2.700	20.500	2.200
Kärnten	76.700	58.100	5.200	51.400	4.600	43.200	3.800
Niederösterreich	227.200	180.300	19.600	156.700	17.200	130.600	14.000
Oberösterreich	197.800	157.800	13.100	140.700	12.200	117.600	9.400
Salzburg	74.300	58.400	4.400	51.600	4.300	44.000	3.700
Steiermark	162.900	122.900	14.200	108.000	13.600	88.300	12.400
Tirol	103.400	80.100	6.800	70.100	6.200	59.600	5.000
Vorarlberg	52.400	42.100	4.100	37.400	3.500	32.100	2.900
Wien	185.400	162.900	15.500	143.700	13.500	123.600	10.900

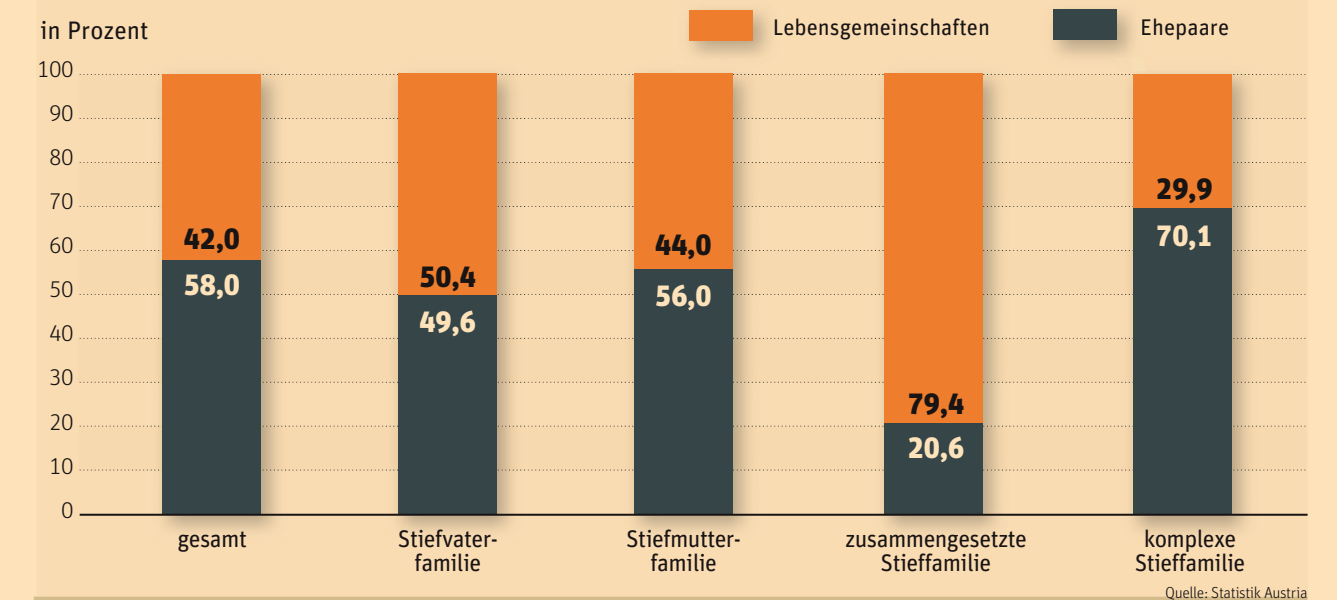
(1) Werte mit weniger als hochgerechnet 6.000 Haushalten für Österreich sind sehr stark zufallsbehaftet.

(2) Patchwork-Familie bezeichnet Familien, bei denen die Eltern ihre jeweiligen Kinder aus vorhergehenden Ehen oder Lebenspartnerschaften in die neue Beziehung eingebracht haben.

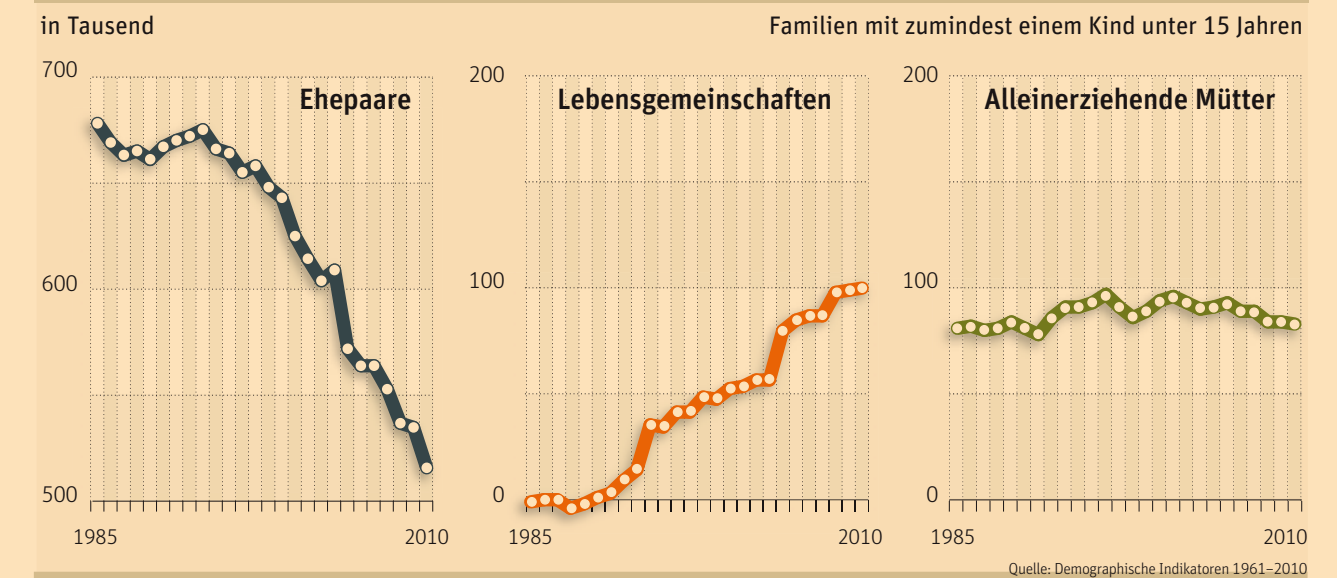
(3) Kinder im elterlichen Haushalt, die entweder Lehrlinge oder nicht erwerbstätig sind (nach Lebensunterhaltskonzept)

Quelle: Mikrozensus 2010, Jahresdurchschnitt über alle Wochen

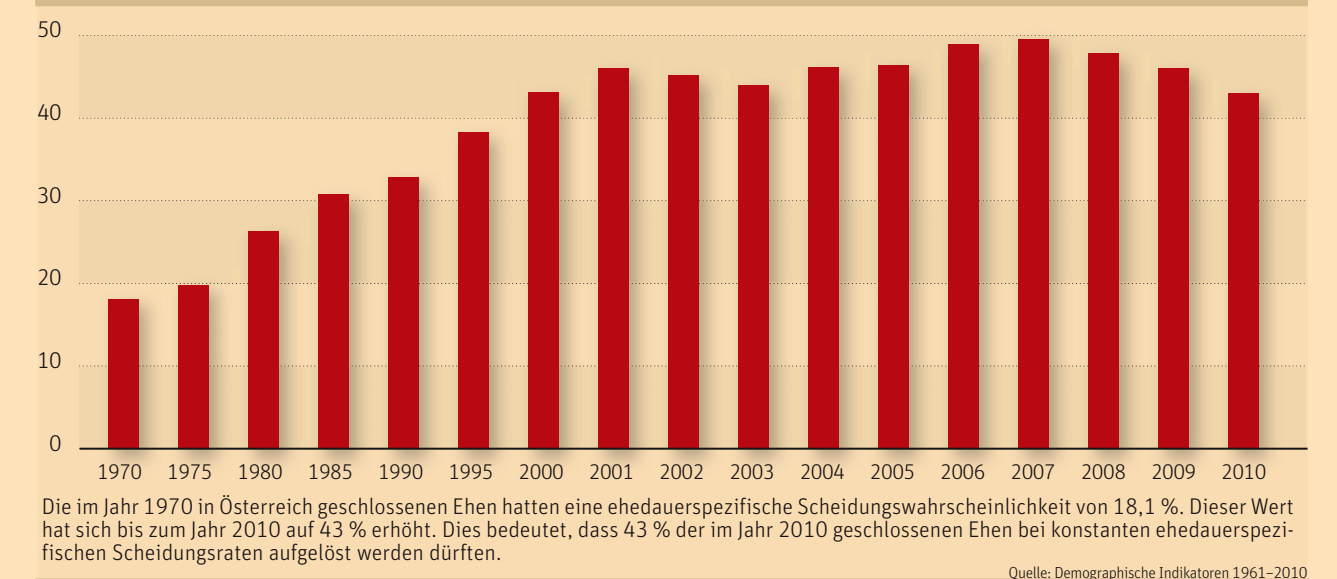
STIEFFAMILIEN 2007 NACH FAMILIENFORM DES ELTERNPAARES



IMMER WENIGER EHEPAARE



SCHEIDUNGSRATE



EHESCHIEDUNGEN UND DAVON BETROFFENE KINDER

Ehedauer, Scheidungsalter und betroffene Kinder						
Ehescheidungen	1961	1971	1981	1991	2001	2010
absolut	8.045	10.005	13.369	16.391	20.582	17.442
unter 5 Jahre	3.235	4.098	4.616	6.271	5.400	4.201
5 bis unter 10 Jahre	1.992	2.898	3.434	3.822	5.286	4.212
10 bis unter 25 Jahre	2.508	2.640	4.595	5.165	7.972	6.917
25 und mehr Jahre	310	369	724	1.133	1.924	2.112
Mittleres Scheidungsalter bei Männern	-	-	34,7	35,3	39,0	43,4
Mittleres Scheidungsalter bei Frauen	-	-	32,0	32,7	36,7	40,8
Mittlere Ehedauer in Jahren	-	-	7,7	7,2	9,5	10,5
betroffene Kinder insgesamt	8.024	11.470	14.954	16.965	23.715	19.574

Quelle: Statistisches Jahrbuch 2011

Vielen Dank an Dr. Ulrike Zartler vom Institut für Soziologie, Universität Wien und an Prof. Ulrike Schneider, Department für Soziökonomie, WU Wien

DER STANDARD

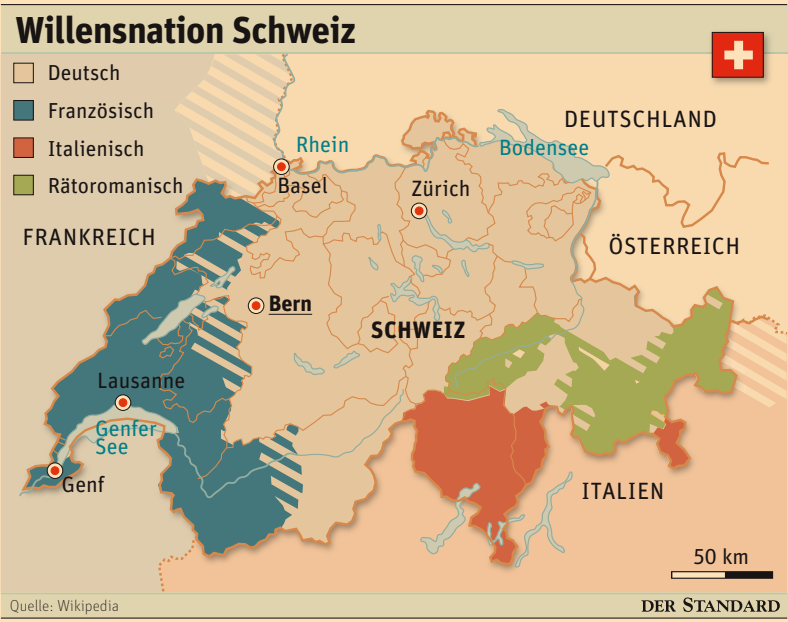
Autoren: Conrad Seidl, Michaela Köck, Fatih Aydogdu, Peter Frey

Staaten als Flickwerk

Staaten, die eine große Heterogenität aufweisen, haben oft ein größeres Desintegrationspotenzial. Ausschlaggebend ist, ob der Respekt für die Vielfalt institutionell verankert wird und es einen gemeinsamen Willen gibt.

Adelheid Wölfl

Wien – Sie tranken Rotwein, sie lachten, schauten sich in die Augen. Wer die fünf bosnischen Parteiführer vor einigen Wochen am Lugano-See zusammensitzen sah, konnte den Eindruck gewinnen, dass die Männer sich ganz gut verstehen. Sie sprechen die gleiche Sprache, haben die gleiche Staatsbürgerschaft und alle den Krieg hinter sich. Und dennoch haben sie eine unterschiedliche politische Identität und Nationalität. Und nicht nur das: Die einen wollen den Staat, die anderen nicht. Bosnien-Herzegowina ist Flickwerk geblieben, nur wenige Bosnier bekennen sich zur bosnischen Nation. Es fehlt der gemeinsame Wille, in dem Patchwork ein Muster zu sehen, mit dem sich alle identifizieren können.



Weshalb aber gibt es Länder mit unterschiedlichen Sprachen, Volksgruppen, historischen Perspektiven, die trotzdem ihre Bürger zufriedenstellen und zusammenhalten? Die Schweiz etwa, die wie die USA oder Kanada als Willensnation gilt und in der alle von der Kooperation profitieren.

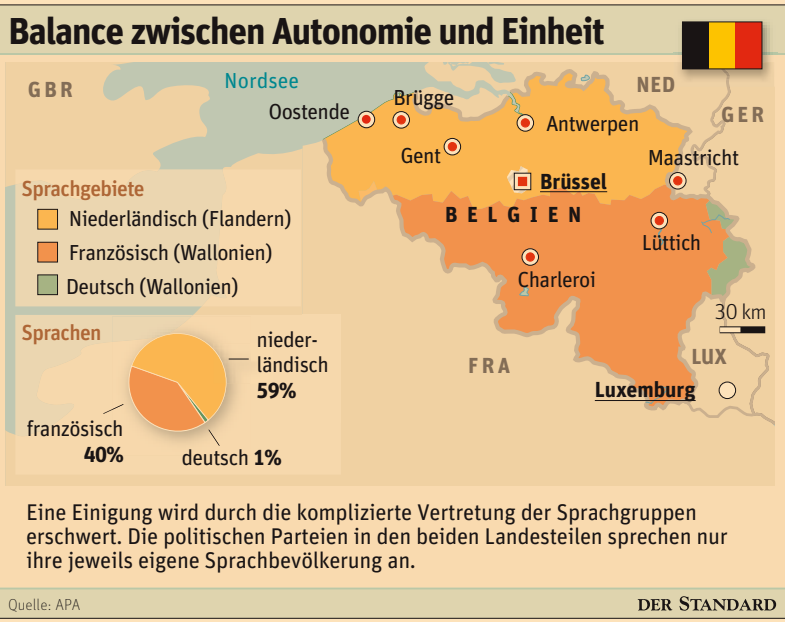
Der Berliner Anthropologe Jan Köhler unterscheidet zwischen der „ideologischen Software“ für die Nationsbildung – etwa Symbole – und der Staatenbildung. Um nationale Einheit zu konstruieren, werden historische Fakten selektiert. Eine stereotypisierte Nationalgeschichte und -kultur wird in Schulen, Massenmedien, bei Gedenkfeiern, durch Symbole und auf internationalem Parkett vermittelt. Zur Erinnerungskultur gehört oft ein Gründungsmythos. Ein beliebter Topos ist etwa der Befreiungskampf gegen einen Außenfeind. Das ist auch praktisch, um eigene Konflikte zuzudecken. Für eine erfolgreiche Staatenbildung reicht es aber nicht.

Dazu brauche man eine politische Struktur, die Alltagsprobleme und Konflikte der Gesellschaft abarbeiten kann, sagt Köhler. „Ohne

Planungssicherheit kann man noch so viel nationales Brimborium haben, es ist dann ideologisch auch nicht mehr überzeugend.“

Die Homogenität von Nationalstaaten ist ohnehin nur Imagination. Laut einer Studie aus dem Jahr 1972 waren von 132 Staaten nur zwölf ethnisch homogen. „Die deutsche Nation war ein absolutes Patchwork“, moniert Köhler. Lokale Identitäten wurden im 19. Jahrhundert durch politisch gesteuerte Prozesse zu nationalen umgewandelt. „Da wurde eine nationale Hochkultur konstruiert und darübergestülpt“, sagt der Wiener Politikwissenschaftler Josef Melchior. „Der Staat war der Akteur, der die Nation gebildet hat.“ Und die Nationalität wurde über Staaten institutionalisiert.

Trotz zunehmender akzeptierter Heterogenität ist aber in Europa Vielsprachigkeit und Multiethnizität noch immer ein Potenzial für Desintegration. Entscheidend für das Funktionieren des Staates sei der institutionalisierte Respekt



für die Vielfalt, etwa der Schutz von Gruppeninteressen, sagt Melchior. In Belgien, das zuletzt 540 Tage ohne Regierung war, ist die Schaffung der Balance zwischen Autonomie und Einheit ein dauernder „komplizierter Aushandlungsprozess“. Melchior: „Belgien hat das komplexeste Modell. Stressfaktoren stellen dann schnell die Beziehungen infrage.“

Grundlage für den Zusammenhalt eines Patchwork-Staates ist die Schaffung einer öffentlichen Ordnung (wie sie etwa in Afghanistan fehlt). Einige afrikanische Staaten scheiterten nach der Dekolonialisierung genau daran. Indien, ein sehr heterogener Staat, ist das positive Gegenbeispiel dafür.

Ein Staat hält eher zusammen, wenn es eine Infrastruktur und ein Regelwerk für eine Volkswirtschaft gibt und die Verfassung klar ist. Sein Zusammenhalt ist hingegen gefährdet, wenn es Krieg (Irak, Afghanistan) und innere und äußere Akteure gibt, die ihre Macht ausdehnen wollen. Entscheidend

sind auch das Umfeld und die Internationale Gemeinschaft. Im Fall der Schweiz waren die Großmächte etwa daran interessiert, dass es ein Land gibt, in dem man auf neutralem Boden verhandeln kann. Die Regionalmächte Türkei und Russland halten hingegen Nordzypern, Transnistrien, Südossetien und Abchasien in Abhängigkeit. Zypern, Moldau und Georgien bleiben zerrissen.

In Patchwork-Staaten ist die Integration von Minderheiten besonders schwierig, wenn diese sich mit einem Nachbarstaat, der eine Titularnation ist, identifizieren. Die Serben im Nordkosovo fühlen sich Serbien zugehörig. Aber auch die Kosovo-Albaner haben kein multiethnisches kosovarisches Nationalbewusstsein. Nationszugehörigkeit kommt vor Staatszugehörigkeit. Die Balkanologin Margita Preni-Dobruna spricht sogar von einer „schleichenden Vereinigung“ zwischen dem Kosovo und Albanien. Ausschlaggebend ist die Populärkultur, das Internet, die neue Autobahn, das Fernsehen. Bei *Big Brother* in Albanien sind Albaner aus beiden Staaten vertreten.



Ohne Winken fällt das Abschiednehmen leichter

Tausende Kinder pendeln in Deutschland alleine mit der Bahn zwischen ihren Eltern

Birgit Baumann aus Berlin

Die Stimme von Kurt Bitterwolf klingt freundlich, aber bestimmt: „Alle Kinder nach Hamburg, bitte fertig machen, wir gehen zum Zug“, ruft der Mitarbeiter der Berliner Bahnhofsmission durch den Warteraum. Samantha packt ihr rosa Wollschaf in die eine, ihren Trolley in die andere Hand und stapft mit zwei Buben los.

Elf Jahre alt ist sie, sie wohnt mit ihrer Mutter in Berlin. Ihr Vater ist nach der Trennung nach Hamburg gezogen. Dazwischen liegen 300 Kilometer. „Ohne den Begleitedienst der Deutschen Bahn könnten sich die beiden nicht alle zwei Wochenenden sehen“, sagt Samanthas Mutter, Stephanie. Jemand müsste das Kind am Freitag nach Hamburg fahren, wieder zurückreisen, am Sonntag das ganze noch einmal. Zu viel Geld und Zeit blieben auf der Strecke.

Also nutzt Samantha seit drei Jahren „Kids on Tour“, den Begleitservice der Deutschen Bahn für Kinder zwischen sechs und 14 Jahren. „Am Anfang war es nicht

leicht“, erinnert sich die Mama. „Samantha hatte die wenigsten Probleme, aber wir Eltern dachten natürlich: Meine Güte, was tun wir dem Kind da an, setzen es einfach in den Zug.“

Die Sorgen zerstreuten sich jedoch bald. Samantha geht gern auf Reisen. „Beim ersten Mal hatte ich ein bisschen Angst, dass der Zug Verspätung haben könnte. Aber jetzt kenne ich ja alles schon sehr gut“, erzählt sie und wuchtet ihren Koffer ins Abteil. Auf dem Bahnsteig sind keine Angehörigen mehr dabei, sie müssen sich schon in der Bahnhofsmission verabschieden. Denn Winken am Bahnsteig, da wäre der Abschiedsschmerz doch für manches Kind zu groß.

35.000 kleine Reisende

35.000 Kinder haben das Angebot der Deutschen Bahn seit 2003 bereits genutzt, 40 Prozent davon sind regelmäßige Pendler zwischen ihren Eltern oder besuchen auf diese Weise auch ihre Großeltern. „Und in Zeiten mit wachsenden Trennungsraten steigt und steigt die Nachfrage“, sagt Stefanie

Dobbert von der Deutschen Bahn.

Derzeit gibt es die Begleitung auf acht Strecken quer durch Deutschland, die großen Städte sind vernetzt. 30 Euro müssen die Eltern pro Strecke, abgesehen vom Kinderfahrtschein, zahlen. Dafür sind die Kinder von der ersten Minute an bis zur Abgabe betreut. „Wollt ihr etwas spielen, vielleicht Uno oder Quiz?“, fragt Begleiter Bitterwolf und öffnet seine Tasche. „Nöööö, noch nicht.“ Samantha schaut aus dem Fenster.

„Wenn Kinder, vor allem kleinere, zum ersten Mal zwischen ihren Eltern hin- und herfahren, dann spürt man schon manchmal eine große Traurigkeit“, sagt Bitterwolf, „aber je öfter sie fahren, desto mehr Routine bekommen sie. Die meisten finden es mit der Zeit ganz normal, dass sie zwischen den Eltern pendeln.“ Samantha freut sich auf Hamburg. Mit ihrem Papa will sie über den Weihnachtsmarkt spazieren.

Kinder sind natürlich nicht die Einzigen, die nach der Trennung ihrer Eltern auf Reisen gehen (müssen). In vielen Fällen ist es



Patchwork auf Reisen: 35.000 Kinder fahren seit 2003 kreuz und quer durch Deutschland, um den anderen Elternteil zu sehen. Foto: Corn

ein Elternteil, der – oft hunderte Kilometer – auf der Strecke ist, um den Nachwuchs zu sehen. Um wenigstens die finanziellen Lasten dieser Pendelei etwas zu mildern, hat sich die Evangelische Fachstelle für alleinerziehende Frauen und Männer in München etwas einfallen lassen. Sie baut im Internet ein Netzwerk privater Gastgeber auf, die dem anreisenden Elternteil kostenlose Möglichkeit zur Übernachtung bieten (www.mein-papa-kommt.de, www.meine-mama-kommt.de).

„Die Idee hatte ich, als mir ein neunjähriger Junge von seinem Vater erzählte“, sagt die Seinerpädagogin Annette Habert, „der Bub lebt in München, sein Papa am Bodensee. Der Vater besuchte ihn aber immer nur im Sommer, weil er da im Auto schlafen konnte. Ein Hotel konnte er sich nicht leisten.“ Mittlerweile gibt es 244 Gastgeber und Gastgeberinnen, die getrennten Vätern und Müttern ihre Wohnungen öffnen. Gesucht werden noch viel mehr, auch in Österreich.

LICHT INS DUNKEL AM HEILIGEN ABEND

Samstag, 24. Dezember, von 9.00 Uhr bis 23.30 Uhr in ORF 2

IHRE SPENDE HILFT! 0800 24 12 11 lichtinsdunkel.ORF.at

ORF

Demmer, Merlicek & Bergmann



Dorothee Golz: „Doppelhohlwelt“, 1999.

Foto: Dorothee Golz

„Kinder werden viel zu wenig gehört“

Die Idee des Patchworks befriedigt in erster Linie die Eitelkeit von Eltern und die Sehnsucht der Väter nach dem „gelobten Land“, sagt die Anwältin **Helene Klaar**: Weil sie dann nämlich keinen Unterhalt zahlen müssen. **Doris Priesching** fragte.



STANDARD: Ich bin 40, Vater eines zweijährigen Sohnes, lebe seit drei Wochen von meiner Partnerin getrennt. Sie will nicht, dass ich das Kind sehe. Helfen Sie mir?

Klaar: Zuerst muss ich Sie fragen, wie es zu dieser Situation kam. Und: Verweigert sie jegliches Besuchsrecht oder verweigert sie dem Vater Besuche, so wie er es gerne hätte, nämlich: wann immer ihm danach ist?

STANDARD: Ich bin Geschäftsmann. Meine Neue ist eine tolle Mutter, hat vier Kinder, wir leben auf dem Land, und ich glaube, dass das für mein Kind besser wäre. Die Ex wohnt in einer winzigen Wohnung und ist dauernd schlecht gelaunt. **Klaar:** Vielleicht will sie deshalb das Kind nicht zum Besuch hergeben? Aber es kann schon sein, dass für das Einzelkind einer verhärmten Mutter Wochenenden in der Rudelfamilie eine große Attraktion sind und dieses Kind vielleicht ohnehin sehr früh ganze Wochenenden beim Vater, seiner Neuen und den lustigen vier Kindern auf dem Land verbringen will.

STANDARD: Alltag einer Scheidungsanwältin? **Klaar:** Ich habe im Moment tatsächlich einen ähnlichen Fall. Der Vater gab das Kind nach einem Besuch einfach nicht zurück. Und da tauchte das Argument Häuschen, Garten und der lustige fesche Papa auf, und dass in Wahrheit Oma und neue Tussi die Kinderbetreuung übernehmen, stört weder Jugendamt noch Kinderpsychologin, noch Richter. Derzeit befindet sich das sechsjährige Kind abwechselnd eine Woche

beim Vater und eine Woche bei der Mutter, und bis die Sache entscheidungsreif ist, wird es sich super daran gewöhnt haben.

STANDARD: Aber was soll man machen, wenn man sich nicht mehr mag und dann jemand kennenlernen? **Klaar:** Man kann Kinder nicht physisch teilen, man kann sie nicht in der Mitte auseinanderschneiden. Aber genau das wird jetzt versucht. Die Idee, dass Kinder eine Woche da und eine Woche dort sein sollen, befriedigt nur die Eitelkeit der Eltern. Jeder Bauarbeiter, der wochenweise woanders lebt, bekommt eine Trennungszulage. Mit Kindern, die alles auf sich nehmen, weil sie weder Papa noch Mama kränken wollen, kann man alles tun.

STANDARD: Ist das tatsächlich nur eine Frage der Eitelkeit?

Klaar: Es geht natürlich nicht nur um die Eitelkeit der Eltern, im speziellen der Väter, sondern um die Verheißung des gelobten Landes, nämlich keinen Unterhalt für die Kinder zahlen zu müssen. Wenn das Kind gleich viel Zeit bei Vater und Mutter lebt, ist keiner zu Unterhaltzahlungen verpflichtet, und wer dann Skier und Wintermantel kauft, ist ein offenes Geheimnis.

STANDARD: Väter sehen sich aber doch mehr in der Verantwortung als früher?

Klaar: So einen wahnsinnigen Fortschritt kann ich nicht erblicken. Die jungen Männer schlep-

pen die Kinder herum, okay, aber die Letztverantwortung, dass zu Hause alles klappt, liegt, soweit ich das überblicken kann, immer noch bei den Frauen. Die Mikrozensususerhebung über die tägliche Belastung von Frauen und Männern durch Hausarbeit spricht eine deutliche Sprache. Da hat sich viel weniger geändert, als man uns einreden will.

STANDARD: Was einreden?

Klaar: Unter Hinweis auf die angeblich „neuen“ Väter werden Fraueninteressen nicht mehr forciert. Beim Familienrecht werden Väterrechte forciert zulasten von Mutterrechten.

STANDARD: Von welchen Väterrechten sprechen Sie?

Klaar: Vom Recht, ohne Rücksicht auf das Wohlbefinden der Mutter und der Kinder seine eigenen Selbstbespiegelungen auszuüben.



STANDARD: Welche Chancen haben Kinder, wenn sie das selbst nicht mehr wollen?

Klaar: Wenig, weil das Kind äußert sein Unbehagen meistens nur gegenüber seiner Mutter. Wenn das Kind vom Jugendamt und

Psychologen befragt wird, weiß es, dass das der Papa erfährt. Und weil es ihn nicht kränken will, oder Angst hat, er kommt dann gar nicht mehr, sagt es lieber nichts.

STANDARD: Hört der Gesetzgeber zu wenig auf die Kinder?

Klaar: Die Kinder werden viel zu wenig gehört. Jetzt gibt es die Idee, dass man die Rechte von Patchworkeltern ausbauen will. Nun ist schon die Ehe ein recht zerbrechliches Gut. Zweitbeziehungen und Lebensgemeinschaften sind noch kurzlebiger. Wozu man Leuten Rechte einräumen will, die in fünf Jahren wieder aus dem Leben der Kinder verschwinden, sehe ich nicht. Die Patchwork-Eltern

sind nicht die leiblichen Eltern. Da bin ich ein kleines Stück des Weges mit den Väterrechtlern gemeinsam unterwegs.

STANDARD: Sie sprechen von einer Väterlobby. Wer ist das?

Klaar: Das sind Väter, die ihre Kinder nicht im Haushalt betreuen und daher viel Zeit haben, sich der Vereinsmeierei zu widmen.

STANDARD: Gemeinhin wirft man dem Staat Überregulierung vor. Gibt es Lücken?

Klaar: Bei Alltagsproblemen betreffend die Gestaltung des Besuchsrechts werden die Leute alleingelassen, egal, ob es um die Beachtung der Lebensgewohnheiten des Kindes, Unpünktlichkeit, vergessene Kleidungsstücke und Ähnliches geht. Da gibt es viel zu wenig Hilfestellungen, wie Eltern diese Dinge miteinander abstimmen können.

STANDARD: Kann die geplante Familiengerichtshilfe helfen?

Klaar: Ich glaube nicht, dass das ein Gremium ist, wo diese oft banalen Probleme offen besprochen werden können. Das wird wieder eine Art Behörde, wo sich die Eltern bedeckt geben müssen, weil alles, was sie sagen, gegen sie verwendet werden kann. Eine Autorität mehr, vor der sich die Mutter in den Staub werfen muss.

STANDARD: Die „neue Tussi“ hat's aber auch nicht leicht?

Klaar: Mein Mitleid ist begrenzt. Ich weiß, über 30 ist die Chance, einen Mann zu finden, der noch nie verheiratet war, klein. Aber wenn man einen geschiedenen Mann mit Kindern heiratet, sollte man wissen, worauf man sich einlässt und nicht Partei gegen die leibliche Mutter ergreifen.

HELENE KLAAR vertritt Scheidungswillige in ihrer Wiener Anwaltskanzlei seit 1976. Vorerst noch in der Kanzlei ihres Vaters, ab 1995 in Partnerschaft. Sie ist verheiratet, hat zwei Söhne. F.: Hendrich

PhD auf Master auf Bachelor, das Studium als Baukastensatz

Basteln alla bolognese an Fächerkombinationen

Julia Grillmayr

Wien – „Stein auf Stein, Stein auf Stein, das Studium wird bald fertig sein.“ Das waren die Erwartungen an das Studium im „Einheitlich geregelten Europäischen Hochschulraum“, initiiert durch den Bologna-Prozess. Die Idee: Studienarchitekturen flexibilisieren und so die Kombination verschiedener Fächer ermöglichen. Stichwort: Interdisziplinarität.

Im Zuge der vielzitierten, in ihrer Umsetzung heftig umstrittenen Hochschulreform stellten hierzulande praktisch alle Studienrichtungen auf ein dreigliedriges System um: Auf das dreijährige Grundstudium Bachelor (BA) kann ein ein- bis zweijähriger Master (MA) aufbauen. Daran anschließen kann ein Doktorat beziehungsweise PhD-Studium.

„Wollt ihr fleißige Handwerker seh'n“, kann man nach wie vor anstimmen. An Fächerkombinationen und dem Anrechnen „fachfremder“ Studien und Stunden wird weiterhin gebastelt.

Wer auf seinen BA einen MA in einem anderen Studienfach setzen möchte, stellt einen Antrag an die Studienprogrammleitung seines Wunschfaches. Sie urteilt von Fall zu Fall über die „Gleichwertigkeit des Abschlusses“. Diese

kann, wenn das innerhalb von maximal 30 ECTS-Punkten möglich ist, nachgeholt werden. Bei einem Wechsel zwischen Master und Doktorat dürfen Auflagen von nicht mehr als 60 ECTS gemacht werden, um die „Fachfremde“ auszugleichen.

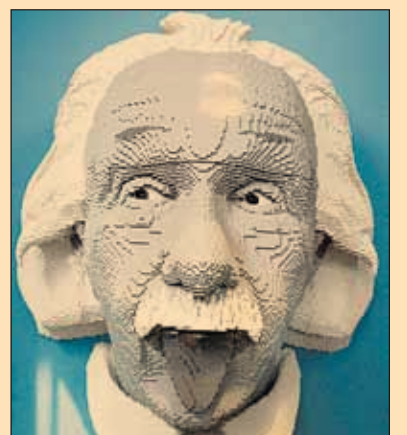
„Man hört immer wieder Klagen, alles sei rigider geworden“, sagt der Klagenfurter Hochschulforscher Hans Pechar. Ganz würde er das nicht unterschreiben. „Vieles hängt vom guten Willen der einzelnen Unis ab“, sieht er das Problem nicht als systemimmanentes. „Interdisziplinarität ist immer gut“, ist Pechar überzeugt, eine Schwierigkeit sieht er daher in der Spezialisierung des Bachelors. Genau dieser erste Studienteil sollte breiter angelegt sein und allgemein orientiert, statt fachlich spezialisiert, wie das verstärkt in Deutschland und Österreich umgesetzt wurde. Der Anschluss an einen solchen breiten Bachelor sei viel besser möglich und werde etwa in Nordamerika als „gar nicht außergewöhnlich angesehen.“

Auch Uni-Wien-Rektor Heinz W. Engl ist der Ansicht, „der volle Nutzen der neuen Struktur kann erst durch ‚vertikale Mobilität‘ erreicht werden“. Beispiel: Auf einen BA in Mathematik wird ein MA in Bioinformatik gemacht. Die Möglichkeiten der „flexiblen Kombinationen“ wolle man ausweiten, nicht zuletzt, da die Nachfrage seitens der Studierenden sukzessive steige.

Selten geht man bei dieser „vertikalen Mobilität“ von der Verknüpfung klassischer Studienfächer aus. Es handelt sich um spezialisierte MA-Studien, die für mehrere BA-Abschlüsse offenstehen. Die Uni Wien nennt hier etwa „Wirtschaft und Gesellschaft Ostasiens“, „Science-Technology-Society“ und das exotisch klingende „MEi:CogSci: Middle European interdisciplinary master programme in Cognitive Science“.

Kollegiales Umfeld

„Wir leben diese Interdisziplinarität“, sagt Petra Pesak vom Departement für Kognitionsbiologie an der Uni Wien. In einem kollegialen Umfeld arbeiten hier Master, PhD- und Postdoc-Studierende. Im Doktoratskolleg seien Ingenieure, Mathematiker und sogar eine Philosophiestudentin aus Sizilien dabei. Daher sei der Diskussionsstandard sehr hoch, erzählt Pesak, erwähnt aber im gleichen Atemzug: Möglich ist dies, weil das Betreuungsverhältnis und die Finanzierung stimmen. Ihrer Erfahrung aus der wissenschaftlichen Praxis nach sei Interdisziplinarität am Anfang des Studiums „sehr schwierig“. Schließlich sei eine gute Grundlagenausbildung und eine Vertiefung auf einem Gebiet vonnöten. Das größte Potenzial des Fleckerlteppich-Studiums sieht sie in der Forschung – im PhD- und Postdoc-Bereich.



Stein auf Stein zum Genius. Was für Lego-Einsteine gilt, soll auch für Bologna-Studien gelten. F.: AP

„Familie ist doch eigentlich jeder, den man einlädt, Familie zu sein“

Multimediakünstler **André Heller**, seine Mutter **Elisabeth Heller**, die im April 98 Jahre alt wird, und sein Sohn **Ferdinand Sarnitz**, Musiker, im Gespräch mit **Thomas Trenkler** über Familienkonstellationen, Liebe – und das gemeinsame Weihnachtsfest: „Es ist aberwitzig, was wir da an Mischkulanz beinandhaben.“

STANDARD: In den frühen 30er-Jahren haben Sie Ihren Ehemann Stephan Heller kennengelernt. Er war der Sohn von Wilhelm Heller, der mit seinem Bruder das Stüßwaren-imperium gegründet hatte. Waren Sie nicht blutjung damals?

Elisabeth Heller: Ich war 17 oder 18 und ging an die Handelsakademie. Meine Freunde waren Studenten, die meisten von der Technik, noch ganz unausgegoren, fast noch Lausbuben. Aber Stephan war schon ein Herr, sprach mehrere Sprachen, war weillässig gebildet und elegant. Er führte mich in seine Kreise mit vielen interessanten und erfolgreichen Menschen. Das hat mir sehr imponiert. 1933 habe ich mit 19 Jahren geheiratet und mit 20 meinen ersten Sohn, den Fritz, geboren.

STANDARD: Stephan Heller war rund 20 Jahre älter als Sie – und damit doppelt so alt. Das war für Sie kein Problem?

Elisabeth Heller: Den Altersunterschied hab ich im Verliebtsein gar nicht beachtet. Der wurde mir dann erst später bewusst.

STANDARD: Sie hatten also den Traum, mit ihm das Leben lang zusammenzubleiben?

Elisabeth Heller: Anfangs, kindisch, wie ich noch war, absolut. Aber schon nach kurzer Zeit war ich sehr unglücklich, denn er war völlig grundlos äußerst eifersüchtig. Das hatte ich mir nicht erwartet. Ich war doch lammfromm und brav damals! Es war keine ideale Ehe, davon kann wirklich keine Rede sein. Bald schon dachte ich: Wenn ich doch eine andere Wahl getroffen hätte! Aber Scheidung schien mir unmöglich, denn er war aggressiv und hätte mich mit Hass verfolgt. Als Hitler einmarschierte, hab ich nicht mehr geglaubt, dass unsere Ehe halten wird. Denn Stephans drei

sein bester Ratgeber. Der Vorfall hat mich restlos überzeugt, dass mitunter eine kluge Macht eingreifen muss, um unsere weniger klugen Entscheidungen ins Besse-re zu korrigieren. Jetzt konnte ich Ferdinand immerhin schon mit meiner Erfahrung Mut machen und ihm versichern, dass das Kind ein Gottesgeschenk sein wird – wie er es ja auch immerzu für mich ist. Im Unterschied zu mir hat er das schon vor der Geburt des Kindes empfinden können.

Ferdinand Sarnitz: Mit ist es klar geworden, als ich zum ersten Mal die Ultraschallbilder sah. Davor hatte ich keine Vorstellung davon, dass da wirklich ein Lebewesen existiert. Die Bilder haben in mir sehr viel verändert.

STANDARD: Wollen Sie auch heiraten? Oder ist die Ehe kein Konzept?

Ferdinand Sarnitz: Die Mutter von Yves-Louis bedeutet mir sehr, sehr viel, aber Ehe ist für uns überhaupt kein Thema. Ich bin jung, lebe hauptsächlich in New York, möchte die Welt erfahren, erste Erfolge genießen, vieles, auch Ver-rücktes, ausprobieren, und ich bin als Musiker zwischen Asien, Europa und Amerika unterwegs.

André Heller: Wenn die katholische Kirche und andere Religions-gemeinschaften ver-antwortungsvoll wä-ren, würden sie nicht bereit sein, jemand vor seinem 30. Jahr, noch dazu in ihrer Überzeu-gung „unauflöslich“, zu verheiraten. Es ist doch völlig fahrlässig, dass zwei Menschen eine äußerst konsequenzenreiche Entscheidung treffen, ehe sie über sich selbst, ihre Neigungen und Fähigkeiten auch nur halbwegs Bescheid wissen. Zwei Men-schenkinder heiraten jung, und zehn Jahre später sind sie einan-der fremder als am Hochzeitstag, weil sie durch ihre Entwicklungen total auseinandergedriftet sind. So

etwas passiert doch ununterbrochen, und die Scheidungsraten bezeugen es.

STANDARD: Sie selbst haben mit 21 Jahren geheiratet – die Schauspielerin Erika Pluhar. Sie damals nicht gegen bürgerliche Konventionen?

André Heller: Zu so blieb ich die Nazi- und Kriegs-zeit über mit dem Buben unter schwierigsten Umständen allein hier.

STANDARD: Mittlerweile sind Sie mehrfache Großmutter und Urgroßmutter. Vor kurzem bekam Ihr Enkel Ferdinand einen Sohn, Yves-Louis. Herr Sarnitz, Sie sind erst 23 Jahre alt. Wurden Sie zufällig oder absichtlich Vater?

Ferdinand Sarnitz: Das Kind war nicht geplant, aber ich empfinde sein Kommen als große Freude, obwohl ich zuerst erschrocken war.

STANDARD: Auch Ihr Vater wollte eigentlich kein Kind.

André Heller: Ferdinand ist die schönste Erfahrung meines Lebens, und ich Depp hab mich anfangs so gegen mein Glück ge-wehrt. Selber ist man eben nicht

ein Leben lang nicht immer nur nach Venedig, sondern auch nach Rio und Bombay und von mir aus nach Krems. Man soll sich einlas-sen auf Lernprozesse und immer neue Herausforderungen mit lehr-reichen Situationen! In meinem Alter kann das dann schon in ei-ner facettenreichen Liebe zu einer Ausnahmefrau gemündet sein. Und ich bin dafür sehr dankbar. Aber gleichzeitig heilfroh, dass ich mich davor Jahrzehnte in un-terschiedliche Expeditionen ge-wagt habe. Diesen Weg würde ich auch meinem Sohn empfehlen. Und ich bin sicher, dass auch meine Mutter es so ähnlich gemacht hat. Der Unterschied ist nur, dass ihre Generation dabei immer ein schlechtes Gewissen hatte.

Elisabeth Heller: Am Anfang hatte ich ein schlechtes Gewissen, aber später nicht mehr. Als ich drauf-gekommen bin, dass Stephan in Paris ein zweites Leben führte. Er kam ja nach dem Krieg immer nur kurz nach Wien. Er sagte schon nach ein paar Tagen, er müsse wieder „nach Hause“ fahren. Paris war sein Zuhause und ich und die Kinder offenbar die Fremde. Und nur einmal im Jahr, rund um sei-nen Geburtstag am 17. Mai, durf-te ich für 14 Tage bei ihm sein. Er blieb immer Jungeselle und konnte nichts mit der Familie an-fangen.

André Heller: Ich bin ihm trotzdem dankbar – für dieses eindrucksvol-le Beispiel, wie ein Vater nicht sein sollte. Denn ich habe mich dadurch entschieden, genau das Gegenteil zu leben. Die Glücksbe-ziehung mit dem Ferdinand ist die Antwort auf die Unglücksbezie-hung, die ich mit meinem Vater hatte. Dessen Tod war für mich in vielerlei Hinsicht ein Befreiungs-schlag und wohl auch, trotz aller Betroffenheit, für meine Mutter.

Elisabeth Heller: Es fällt mir schwer auszusprechen, aber es war eine Erleichterung.

STANDARD: Heller starb 1958 an einer Thrombose. Gab es zumindest am Anfang so etwas wie Liebe?

Elisabeth Heller: Er konnte nie seine Gefühle zeigen – und ich eigent-lich auch nicht. Ich war da-mals furchtbar gehemmt. Ich glau-be, ich habe meinen Mann nie wirklich richtig geliebt. Ich war viel zu jung dazu, ich hab es nicht verstanden.

André Heller: Was man vielleicht wissen sollte: Meine Mutter ist mit wechselnden Vätern aufgewach-sen, und ihre Mutter war eine spannende Femme fatale, die sich nicht allzu sehr um ihre beiden Kinder gekümmert hat.

Elisabeth Heller: Mein Bruder war im Internat. Und ich war die ers-ten vier Jahre bei meiner Groß-mutter im Pustertal – bis zum Jahr 1918. Sie war meine große Liebe. Und dann mussten wir zurück nach Wien, weil mein Großvater krank geworden ist. Ich hab dar-er Tirolerisch geredet, dass meine Mutter die Hände über den Kopf geschlagen hat. „Schrecklich, wie das Kind redet!“ Damals war mei-ne Mutter schon von meinem Va-ter getrennt. Sie musste evange-lisch werden, damit sie sich schei-den lassen konnte. Ich hab aber alle meine Stiefväter gern gehabt. Ich hatte drei. Das war schon un-gewöhnlich zu jener Zeit. Meine Mutter hatte scheinbar kein Glück mit den Männern. Erst Jahrzehnte später, in einer anderen Bezie-hung, erkannte ich, wie es ist, wenn man jemanden liebt. Diese Beziehung wurde mit jedem Jahr intensiver. Das war meine glück-lichste Zeit. Wir waren 15 Jahre zusammen; er ist leider ganz plötzlich gestorben – wenige Tage nach seinem 70. Geburtstag.

André Heller: Die Pluhar und ich wussten zwar einiges übers Ver-liebte und über erotische



„Wenn sich der Franzl von jemandem getrennt hat, war es jedes Mal ein Drama für mich“: Elisabeth Heller mit ihrem Sohn André Heller und ihrem Enkel Ferdinand Sarnitz, der erst kürzlich Vater wurde.

Foto: Georg Mollner

Machtspiele, aber nichts über be-dingungslose Liebe. Jeder hat sich gewünscht, dass der andere so sein soll, wie er ihn haben möchte – aber auf keinen Fall so bleibt, wie er tatsächlich ist. Das permanente Zusammenleben erscheint mir übrigens auch heute noch ein schlechtes Konzept. Albina und ich fragen einander täglich: „Wäre es für dich richtig, wenn wir heu-te einander sehen?“ Die Begegnun-gen sind daher freiwillig und ha-ben stets einen Ereignischarakter.

STANDARD: Wie war das eigentlich für Sie, als Ihr Sohn als junger Lie-dermacher und Künstler übermütig allorts aneckt?

Elisabeth Heller: Da war ich schon ziemlich verzweifelt. Die Leute sind auf mich losgegangen. Als ob meine Erziehung schuld wäre, dass er so geworden ist. Ich hab sehr darunter gelitten. Aber ich hab immer zu ihm gehalten. Natür-lich hab ich auf ihn eingeredet, aber das war hoffnungslos. Er hat genau gewusst, was er wollte. Und es war ein Glück, dass er so war, sonst hätte er nicht so schnell und fulminant Karriere gemacht.

André Heller: Ich habe daher, genau wie seine Mutter, versucht, dem Ferdinand jede wirksame Ermuti-gung für ein funktionierendes Selbstwertgefühl zu geben.

Ferdinand Sarnitz: Das stimmt. Als ich mein erstes Jahr in New York war, um Musik zu studieren, und die Realität der anderen Gleichalt-rigen mitbekommen hab, lernte ich zu schätzen, wie viel an Liebe und Sicherheit mir von meiner Fa-milie gegeben wird.

STANDARD: Haben Sie Ihrem Sohn nie gut zugeredet?

Elisabeth Heller: Nein, ich habe mich nie eingemischt. Das hätte er nicht vertragen. Ich hab die Albi-na ganz besonders lieb. Sie hat viel dazu beigetragen, dass der Franzl viel netter zu mir ist. Er war im-mer nett zu mir, aber jetzt ist es es

STANDARD: War es schwer für Sie, dass Ihre Eltern getrennt lebten?

Ferdinand Sarnitz: Nein, das war nie ein Problem. Sie sind immer behutsam miteinander umgegan-gen. Sie waren sich, glaube ich, auch generell einig darüber, wie sie mich erziehen sollen.

André Heller: Seine Mutter und ich waren zwar nicht für ein Zusam-menleben geeignet, aber wir wa-ren und sind durchaus ein inniges Freundschafts-paar im Leben Fer-di-nands. Die Frau, der man die wichtigsten positiven Erkenntnis-se seines Daseins verdankt, kann man doch nur uferlos wertschät-zen. Täglich sage ich Danke, dass Ferdinand sich entschieden hat, mein Kind zu sein. Und ich sage ebenso: „Danke, Sabina, dass du ihn in mein Leben gebracht hast.“

STANDARD: Es gab keine Streitig-keiten, wer wann den Ferdinand haben darf?

Ferdinand Sarnitz: Ich glaube nicht. Ich habe jedenfalls keine Streitig-keiten miterlebt.

André Heller: Seine Mutter hatte es si-cher schwer mit mir, aber sie hat

den Ferdinand nie für Machtspie-le eingesetzt. Ich war bei ihr und dem Kind immer willkommen.

Ferdinand Sarnitz: Ich habe meinen Vater regelmäßig gesehen, aber ich war ein echtes Mutterkind: Die ersten zehn Jahre wollte ich im-mer nur bei ihr sein. Das hat mein Vater natürlich mitbekommen, und es hat ihn manchmal traurig gemacht. Unsere innige Bezie-hung hat sich erst viel später ent-wickelt, als ich 13 oder 14 war.

André Heller: Wirklich begriffen haben wir einander, als die Zeit der undiplomatischen, ernsthaf-ten Gespräche begann.

STANDARD: Wie ergab sich das?

Ferdinand Sarnitz: Der Anstoß war das Ende meiner ersten Bezie-hung. Ich war verzweifelt – und wir haben ange-fangen, über Fra-uen zu reden. Bis dahin war das ein Thema, das ich in der Familie nie an-sprechen wollte. Er gab mir viele kluge Hinweise.

STANDARD: Ist An-dré Heller eher Vater oder Freund?

Ferdinand Sarnitz: Wir sind ohne

Überreibung die besten Freunde mit unerschütter-lichem Vertrauen ineinander.

STANDARD: Sie nen-nen sich „Left Boy“.

Wurden Sie Musi-ker, weil Ihr Vater Künstler ist?

Ferdinand Sarnitz: Nein. Mein älterer Bruder war mein großes Vorbild in Sachen Musik. Wegen ihm wollte ich schon sehr früh DJ sein, Break-dancer, Beatboxer und letztendlich Rapper. Mein Vater hat mich aber ermutigt, diesen Weg einzuschla-gen, und er hat mir ermöglicht, mich in vielen auszuprobieren.

STANDARD: Ist es ein Vorteil oder Nachteil, nicht Heller zu heißen?

Ferdinand Sarnitz: Ich glaube, es ist ein Vorteil. Auch wenn ich den Namen Heller mag. Vielleicht nehme ich ihn später einmal an, aber jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt dafür. Ich will mich zu-nächst selbst etablieren.

STANDARD: Ist das Zusammenleben mit einer Partnerin zumindest eine Zukunftsvision?

Ferdinand Sarnitz: Ich bemühe

„In meiner Familie gibt es auch drei uneheliche Kinder. Na und? Heute ist es zum Glück völlig normal.“

Elisabeth Heller

„antwortung für meine liebsten Menschen.“

André Heller: Ich fühle mich zum Beispiel in gewisser Beziehung für die Andrea Eckert verantwortlich und in manchem auch für die Pluhar. Wo ich Schutz oder Heilen-des anbieten kann, tue ich es für meine seelischen Verbündeten. Und ich werde den Teufel tun, zu ihnen nicht liebevoll zu sein. Soll ich Ihnen erzählen, was bei uns zu Weihnachten los ist?

STANDARD: Gerne!

André Heller: Das ist aufwändig und schön von der Albina arran-giert, mit sehr vielen Gästen. Ihre zauberhafte Tochter aus der Ehe mit Hans Schmid besucht uns. Es kommt der Ferdinand mit seiner Mutter. Es kommt sein Halbbru-

der, der Toni, mit seinem Vater, dem Peter Travnické und dessen Freundin. Der Travnické hat aber auch noch ein weiteres Kind. Und dieses kommt mit seiner griechischen Mutter. Es ist aberwitzig, was wir da an Mischkulanz bei-and haben. Ich denke mir jedes Jahr, dass wir allesamt einander glaubwürdig gut sind, und heuer wird der Kreis wieder einmal er-weitert – um die Familie meines wunderbaren Enkels.

Ferdinand Sarnitz: Es ist ein chaotisches, wunderschönes Weih-nachtsfest. Wir stehen zusammen beim surreal geschmückten Christbaum, mein Vater hält eine kleine Ansprache, wir singen Weihnachtslieder, erzählen uns Geschichten, dann essen wir zu-sammen und reden und lachen bis spät in die Nacht.

André Heller: Es ist auch ein Ball der einsamen Herzen – für Freun-de, die allein sind. Familie ist doch eigentlich jeder, den man einlädt, Familie zu sein.

Elisabeth Heller: Das hast du sehr schön gesagt.

André Heller: Und du wirst wieder sagen, es zählt sich gar nicht mehr aus, dir etwas zu schenken.

Elisabeth Heller: Ich denk mir: Jetzt sterb ich sowieso bald. Wozu dann Geschenke?

André Heller: Das hör ich schon seit 20 Jahren. Du bist mit deinen bald 100 Jahren ein Wunderwesen und wahrscheinlich unsterblich!

STANDARD: Hätten Sie sich früher vorstellen können, dass Sie eine so große Familie haben werden?

Elisabeth Heller: Nein. Ich genieße es sehr. Mit meinem Mann hab ich fast nie Weihnachten gefeiert. Zu Weihnachten 1933 war er in Paris. Und ich war hochschwanger in Wien. Ich hab allein eine Dose Sardinen gegessen. Ich freu mich jetzt immer auf den 24. Dezember, genieße es, wenn ich alle gesund sehe. Es kommen auch manche ehemalige Beziehungen vom Franzl und de-ren Männer. In meiner Familie gibt es auch drei uneheliche Kin-der. Na und? Heute ist es zum Glück völlig normal. Meine Mut-ter wäre noch unglücklich ge-wesen.

André Heller: Sie hat zwar viermal geheiratet und wahrscheinlich auch sonst wenig anbrennen las-sen, aber fand uneheliche Kinder eine Schande. Die Zeit damals war wirklich bigott und verlogen.

STANDARD: Zwischen Ihren ehema-ligen Partnerinnen gibt es keine Eifersucht?

André Heller: Da müssen Sie die Da-men selbst fragen. Aber jede ern-ste Beziehung ist einzigartig und unterscheidet sich grundlegend von jeder anderen. Der Lernstoff, den etwa Traudl und ich hatten, war nicht vergleichbar mit dem von Jasmin und mir. Der Umstand, dass wir heute alle souverän und harmonisch miteinander umge-hen, suggeriert mir, dass mittler-weile innerer Friede herrscht. Die Gedanken schaffen unsere Real-i-tät, und unser Bewusstsein schafft die Gedanken. Also sollte das Er-reichen von höherem Bewusst-sein in unserem Leben Priorität haben, denn es ermöglicht auch immer die Heilung. Auf jeden Fall baue ich derzeit in Marokko mit Hingabe einen Familiensitz. Mei-ne Hoffnung ist, dass wir dort bald zu ihnen nicht liebevoll zu sein. Soll ich Ihnen erzählen, was bei uns zu Weihnachten los ist?

ELISABETH HELLER, geboren am 9. Au-gust 1914 in Wien, ist Pensionistin. **ANDRÉ HELLER**, geboren am 22. März 1947 in Wien, ist Multimediakünstler. **FERDINAND SARNITZ**, geboren am 17. Dezember 1988, aka Leftboy ist Musiker und Videokünstler.

Homepage: www.leftboy.com



Dorothee Golz: „Unteilbare Zweisamkeit“, 2004.

Foto: Christian Haas

Die neuen Familien der Lesben und Schwulen

In Österreich suchen jüngere Lesben- und Schwulenpaare nach Auswegen aus der Kinderlosigkeit. Etwa Sabine und Antonia, die seit vier Monaten Eltern von Marjana sind – zusammen mit Thomas.

Irene Brickner

Wien – Baby Marjana, vier Monate alt, hat zwei Mütter und einen Vater: Sabine (33) und Antonia (37), ihre Eltern, bei denen sie lebt. Und Thomas (39, *alle Namen geändert*), ihren leiblichen Vater: den Mann, von dem Sabine schwanger wurde.

Vier Jahre waren Sabine und Antonia ein Paar, da beschlossen sie, eine Familie zu gründen. Doch das ist für lesbische Frauen ein hürdenreicher Plan. Sind keine Kinder aus früheren, heterosexuellen Beziehungen da, bleiben als Ausweg Auslandsadoption, Pflegekindannahme oder eine Samenspende. Letztere anonym, gegen Geld, von einer Samenbank.

Es sei denn, man schafft sich ein selbstorganisiertes Arrangement: mit einem Mann, der akzeptiert, dass sein Kind das Kind zweier Frauen ist und doch auch seines – im Rahmen einer selbstgewählten Patchworkfamilie.

„Wir haben Thomas übers Internet gefunden, zwei Jahre, nach-

dem wir zu einer lesbisch-schwulen Kinderwunschgruppe gestoßen waren. Er schrieb, er wolle ein aktiver Vater sein. Wir trafen uns, wir hatten ein gutes Bauchgefühl“, schildert Sabine. Dass sie schwanger werden sollte, nicht Antonia, hatten beide bereits davor ausgemacht.

In längeren Gesprächen wurden die Modalitäten vereinbart und zu Papier gebracht: Thomas, der selbst schwul ist, sollte als Vater des Kindes in die Geburtsurkunde eingetragen werden. Im Fall des Todes der leiblichen Mutter werde er zugunsten Antonias aufs Sorgerecht verzichten. Dafür werde Sabine keine Alimente verlangen. „Derzeit kommt Thomas einmal pro Woche zu Besuch. Später dann soll Marjana ihn übers Wochenende besuchen“, erläutert Antonia.

Nicht rechtsverbindlich

Laut dem Anwalt und Präsidenten der Homosexuellen-NGO Rechtskomitee Lambda, Helmut Graupner, hat ein solches Abkommen keine Rechtsverbindlichkeit: Die Gesetze, die leiblichen Müttern Alimente, leiblichen Vätern Chancen aufs Sorgerecht zusichern, seien stärker. Bessere Absicherung für derlei Familienarrangements würde das Recht auf Stiefkindadoption bringen, das neben jenem auf Fremdkindadoption derzeit die in Österreich zentrale Forderung der Homosexuellenbewegung ist.

Trotzdem werden selbstgewählte Patchworkbeziehungen wie jene Sabines, Antonias und Thomas’ um Marijana in Österreich häufiger. Die Generation der 20- bis 40-jährigen Homosexuellen sucht offenbar nach Auswegen aus einer Kinderlosigkeit, die noch vor zehn Jahren für sie vorausgesetzt wurde. In Wien gibt es mehrere Ansprechadressen für sogenannte Regenbogenfamilien, etwa den Verein Familien Andersrum Österreich (FamOs).

Dieser Trend existiere nicht nur in Österreich, sagt Jennifer Kickert, Grünen-Bundesrätin und einst selbst Patchworkmutter der Kinder ihrer Exlebensgefährtin. Regenbogenfamilien gebe es in Europa, den USA und Kanada.

Und auch schwule Paare suchen nach selbstorganisierten Wegen, um ihren Kinderwunsch zu erfüllen: „Aus den USA habe ich von Viererarrangements gehört: ein Schwulen- und ein Lesbenpaar, die gemeinsam Kinder bekommen und aufziehen“, sagt Kickert. Die Kinder würden in derlei „neuen Familien“ eher profitieren, meint dazu Olaf Kapella, Sozialwissenschaftler am Österreichischen Institut für Familienforschung (ÖIF) unter Berufung auf internationale Studien: „Sie haben mehrere Bezugspersonen, die sich verantwortlich fühlen.“

www.regenbogenfamilien.at



US-Lesbenpaar mit Nachwuchs: Immer mehr Homosexuelle wollen Kinder haben. Foto: Reuters/White

Wie man leben kann

Alltag und Abenteuer einer Mutter mit drei Kindern, drei Kindsvätern und zwei „Stiefmüttern“

Colette M. Schmidt

Am Anfang war die Vision. Als Teenager wusste ich, was ich wollte: schreiben. Romane am besten. Kinder? Kinder fand ich immer super. Vier dürften es schon werden. Und wohnen würden wir in einem alten irischen Landhaus am Meer, mit einem Schreibzimmer, von dem aus ich während der Arbeit auf meine mit ihrem Hund spielenden Kinder blicken könnte. Ein Vater war in der Vision verschwommen wahrnehmbar. Kochen sollte er können und gescheit und lieb sein.

Dann kam das Leben. Heute habe ich drei Kinder. Zwei Töchter im Alter von 16 und 13 und einen Sohn, der vier Jahre alt ist. Jedes Kind hat sein eigenes Zimmer und seinen eigenen Vater. Einer davon kocht richtig gut. Gescheit und lieb sind alle drei: der Schriftsteller, der Soziologe und der Klassenkämpfer – oder Kindsvater (KV) 1, KV 2 (der sich selbst mein „Sandwich-Vater“ nennt) und KV 3. Wir leben nicht am Meer, und keiner der Väter lebt mit mir zusammen.

Wenn ich meine Situation so umreiße, ernte ich meist ein unsicheres „Interessant...“ oder ein betretenes „Ah so“. Auf die Information, dass ich Journalistin bin, folgt selten die Frage: „Worüber schreibst du?“ Viel öfter: „Wie machst du das mit den Kindern?“ Tatsächlich ist Arbeiten mit drei Kinder mittleres Management.

Trotzdem ärgert mich die Frage, weil sie Männern nie gestellt wird.

Untypisches hörte ich neulich von T., einem alten Bekannten, der wirklich Romane schreibt, als ich ihn zufällig wieder traf. Der meinte doch glatt: „Find ich super mit den drei Vätern. Ich wollte immer fünf Kinder von fünf Frauen.“ Okay, auch ein Modell. Aber im Ernst: Wer hat schon Modelle? Der Mensch plant, das Leben sieht dann anders aus. Wer sich nicht an Vorgaben festkrallt, hat gewonnen. Leicht ist das nicht. Aber man kann so leben.

Wer sagt angesichts der Scheidungsraten, welche Lebensentwürfe normal und welche illusorisch sind?

Das Wort Patchwork mag ich nicht. Es geht von der „richtigen“ Familie aus und suggeriert – vor allem betroffenen Kindern –, ihre Familien wären Notbehelfe. „Patches“ sind Flicker, mit denen man Löcher abdeckt und Kaputttes zusammenflickt. Bei uns ist nichts kaputt. Wenn Liebesbeziehungen enden, muss mittelfristig kein Loch entstehen.

Ich schreibe hier nichts schön. Ich habe dreimal erlebt, was es heißt, nach dem Beziehungsende Eltern zu bleiben. Wenn alle, trotz Verletzungen und Enttäuschungen, die man verdauen muss, wirklich an die Kinder denken, tun sie sich selbst etwas Gutes.

Dabei muss man sich auch Zeit lassen. Nach der Trennung von KV 1 hätte niemand darauf gewettet, dass er und KV 2 einmal

Freunde werden. Vier Jahre später machten sie erstmals gemeinsam Urlaub mit Töchtern. Dieser Urlaub wurde zur fixen Einrichtung.

Die meiste Zeit leben meine Kinder bei mir. An jedem zweiten Wochenende sind alle drei bei ihren Vätern. Da habe ich Pause.

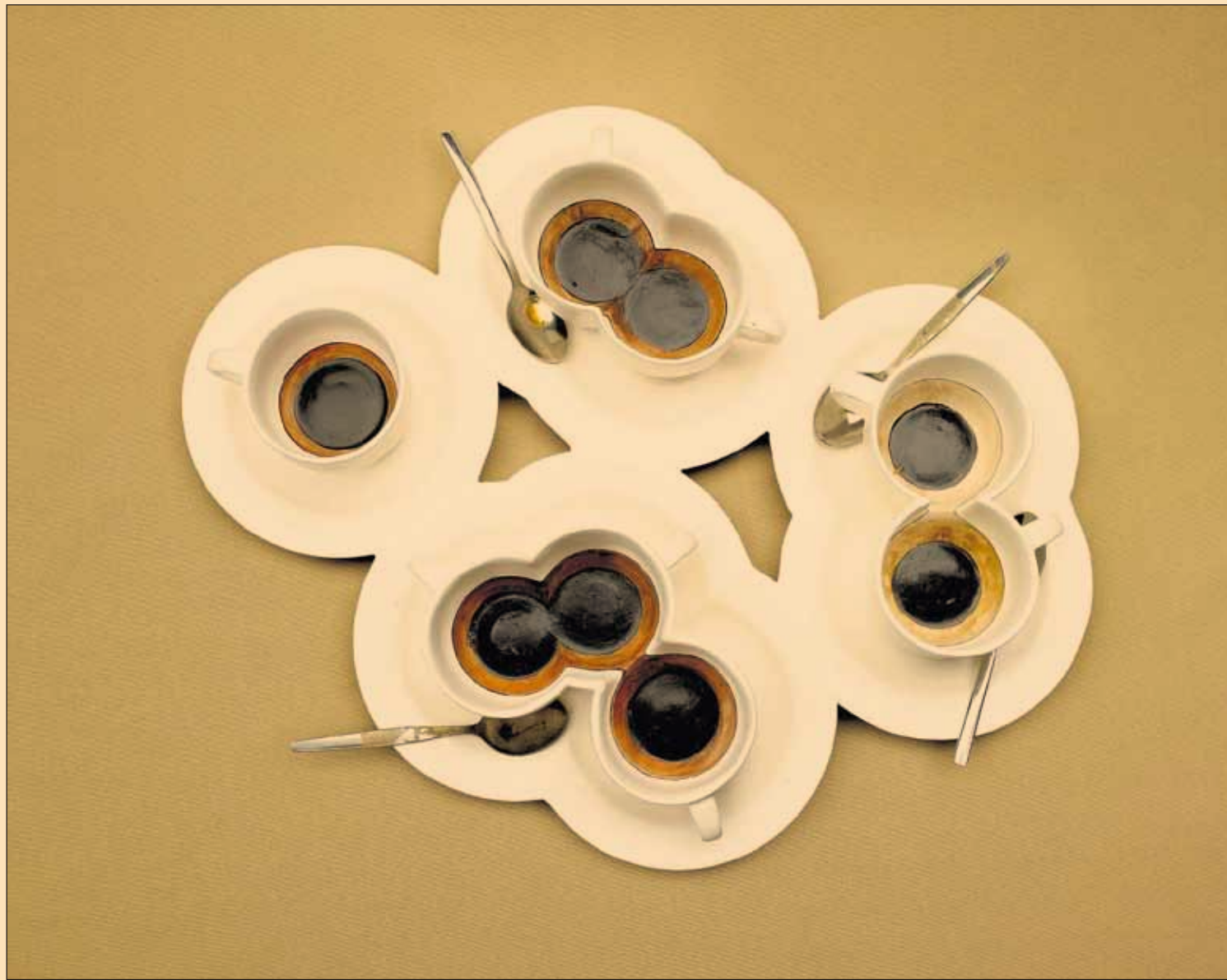
Der Inhalt bestimmt die Form

Wichtige Entscheidungen wie die Wahl von Kindergärten und Schulen treffen wir gemeinsam, bei Elternabenden wechseln wir uns ab. Der Jüngste sieht seinen Papa jeden Tag. Und wenn ein Kind große Sehnsucht nach Papa oder Mama bekommt oder einer von uns eine Reise macht oder krank wird, dann sind wir flexibel, und der Inhalt bestimmt die Form.

Und finanziell? Da braucht man nichts beschönigen. Wenn man wie ich kein Erbe im Rücken hat oder einem das Talent gänzlich fehlt, sich in reiche Männer zu verlieben, gilt: Monetär ist man auf der Verliererinnenseite. Meine Väter zahlen immer den gesetzlich vorgeschriebenen Prozentsatz ihres Gehaltes an Unterhalt, manchmal auch freiwillig mehr. Müssten aber die Kinder auch mit demselben Prozentsatz meines Gehalts auskommen, hätte nicht jedes sein eigenes Zimmer.

Wenn man die Miete mit niemandem teilt und Alleinverdienerin ist, erspart man sich ein Leben lang die Sorge, wie man Geld „gut anlegen“ könnte. Das Wort Altersvorsorge kostet mich einen Lacher. Ein Auto habe ich nicht. Ja, ich lebe in einer Feinstaubhochburg. Aber ganz ehrlich: Ich könn-





Dorothee Golz: „Kommunikationsmodell“, 1997.

Foto: Klaus Fritsch

Der fliegende Fleckerlteppich

Alexander Pointner formte aus höchst unterschiedlichen Einzelsportlern die beste Skisprungmannschaft der Welt. Für Österreichs Coach hat sie als Lebensgemeinschaft zu funktionieren, die allen Entfaltungsmöglichkeiten bietet.

Sigi Lützwow

Wien – Alexander Pointner ist in den vergangenen acht Jahren dramatisch gealtert – quasi. Das hat nichts damit zu tun, dass er daheim in Innsbruck mit Ehefrau Angela inzwischen schon vier Kinder hat. 2004 wurde der Oberösterreicher vom damaligen nordischen Sportdirektor Anton Innauer zum Cheftrainer der österreichischen Skisprungerei befördert. Heute fühlt sich Pointner, der stets am Neujahrstag um eine Kerze mehr auszublasen hat (in zwei Wochen sind es 41), wie der „junggebliebene Großvater“ seiner zweiten Großfamilie.

Als Lebensgemeinschaft von Personen, die aus verschiedenen Umfeldern und Lebenssituationen („verliebt, verlobt, verheiratet“) kommen, hat sie für ihn zu funktionieren, die mittlerweile beste Skisprungmannschaft der Welt. „Es war meine erste Vision, ein Gefüge entstehen zu lassen, in dem man sich nicht gegenseitig im Weg steht, in dem man sich aber auch nicht einfach bedienen kann. Die Sportler sollen sich nebeneinander entfalten, ohne dass man ihnen ständig ‚Tu dieses, mach jenes‘ sagen muss.“

Die angestrebte Entfaltung hat summa summarum 25 Medaillen bei Weltmeisterschaften und Olympischen Spielen sowie je drei Gesamtsiege im Weltcup und bei der Vierschanzentournee mit sich gebracht. In der Mannschaft stehen mit Thomas Morgenstern, Gregor Schlierenzauer, Andreas Kofler, Wolfgang Loitzl und Martin Koch derzeit fünf Athleten, die allesamt schon für sich allein gewonnen haben. Gemeinsam, als Quartette wechselnder Zusammensetzung, sind sie seit Jahren nahezu unschlagbar.

Statusdiskussionen

Das funktioniert nach Pointners Meinung nur, wenn im Zusammenleben, das deutlich mehr als die Hälfte jedes Jahres in Anspruch nimmt, Energieverluste vermieden werden. Eifersüchteleien kosten, wie die österreichische Skisprungfamilie etwa anlässlich der Vierschanzentournee 2007/08 feststellen musste. „Morgenstern und Schlierenzauer waren gut genug, um zu gewinnen. Janne Ahonen hatte aber im Unterschied zu ihnen niemanden in der eigenen Mannschaft, mit dem er über seinen Status diskutieren musste“, erinnert sich Pointner.

Der inzwischen zurückgetretene Finne nutzte die Querelen ziemlich humorlos und wie gewöhnlich ohne Anflug eines Lächelns. Innerlich dürfte er sich aber zergeragt haben.

Wendet man nun ein, dass das Skispringen, vielleicht abgesehen von Mannschaftskonkurrenzen, eigentlich ein Einzelsport ist, weil ja schließlich jeder für sich allein die Anlaufspur zu durchmessen, abzuspringen und wieder zu landen hat, kommt Pointner mit seinem Häusergleichnis. „Mein Leitsatz ist, dass wir bis zum neunten Stockwerk gemeinsam klettern, erst das Runterspringen vom zehnten Stock muss dann jeder für sich selbst bewältigen können.“

Pointner selbst ist als Skispringer schon auch bis zum Absprung gekommen, eigentlich ist er aber im sechsten Stockwerk zurückgeblieben. Sein bestes Weltcupergebnis war trotz Talents ein neunter Platz. Nach dem verletzungsbedingten Ende der Karriere engagierte er sich erst in der Nachwuchsarbeit, um dann Assistent der Trainer Alois Lipburger und Anton Innauer zu werden. Nach seinem Avancement zum Chef, sagt Pointner, habe er zunächst das Augenmerk ganz auf die Ausbildung der Basiskompetenzen seiner Sportler gelegt. Das ist ihm neben dem Wettkampf-Coaching auch heute noch wichtig, doch

wird er in der Arbeit an Sprungstilen, am jeweiligen Material, an körperlichen Fertigkeiten, mehr und mehr von Stützpunkttrainern unterstützt. Ob Morgenstern, Schlierenzauer oder Kofler, sie alle haben zumeist nahe ihren Wohnorten kompetente Vertraute, auf die sie derart schwören, dass auch schon die ketzerische Frage gestellt wurde, wozu Pointner, abgesehen vom Abwinken der Springer am Turm (der Mann mit der Fahne!), eigentlich gebraucht werde.

Gestellt wurde diese Frage ziemlich eindringlich, nachdem Wolfgang Loitzl im Neujahrsspringen 2009 nach 223 vergeblichen Versuchen erstmals zum Sieg gefunden und in der Folge die Vierschanzentournee und im tschechischen Li-

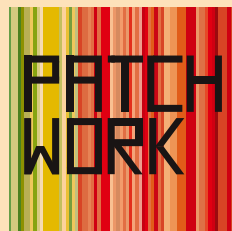
berec den WM-Titel auf der Normalschanze gewonnen hatte. Loitzl begründete die verblüffende und mit knapp 29 Jahren reichlich späte Wandlung zum Siegspringer mit seiner Vorbereitung abseits der Mannschaft. Dem Familienvater war dem Vernehmen nach die ständige Konfrontation mit den lustigen Jungspunden Schlierenzauer und Morgenstern nicht nur aufs Selbstvertrauen, sondern zunehmend auch auf die Nerven gegangen. Pointner ließ die Insubordination abperlen und holte Loitzl nach und nach wieder

in die Lebensgemeinschaft zurück. Als Fleckerl ohne Teppich kam der Steirer auf Dauer auch nicht zurecht.

Der hinterfragte Coach wehrt die Hinterfragung mit dem einfachen Argument ab, dass gerade er sich für das System der Stützpunkttrainer starkgemacht habe. „Mit der Qualität der Springer muss auch die Betreuung eine neue Qualität erreichen. Mir geht es um die lückenlose Betreuung, es gibt keinen Tag mehr, an dem sich die Springer allein gelassen fühlen müssen.“ Die Abstimmung mit den Stützpunkttrainern erlaube es, die Sportler dort abzuholen, wo sie sich in ihrer physischen und psychischen Verfasstheit gerade befinden. Customer-Relationship-Management nennt das Pointner wenig romantisch.

Mutter der Kompanie

Das Prinzip der Kundenpflege will so gar nicht zum auch werbemäßig sorgsam gepflegten Klischee von der lässigen Truppe, die bei Gitarrenspiel und Gesang im Tourbus von Schanze zu Schanze gondelt, passen. Dass es aber immer wieder auch so stattfindet, ist ebenso eine, nun ja, Pointe wie die Tatsache, dass Pointner neben dem Opa zuweilen noch die Mutter der Kompanie gibt, also Hotels und Reisen checkt. „Das zu delegieren würde zu viel Zeit kosten.“ Diesbezüglich gelungenes Management ist ja das A und O einer Fleckerlteppich-Familie.





HOL DIR DEN TOPTIMES WINTERGUIDE 2011/12

Erhältlich bei Intersport Austria, Intersport Eybl, in Ihrer Trafik oder als Abo (6 Ausgaben p.a. um € 15,90)
Abo-Infos unter www.magazinshop.at/toptimes.
www.sport10.at/toptimes

top times
AKTIVSPORT



Trainer Pointner und das familiäre Quartett Morgenstern, Loitzl, Kofler und Schlierenzauer, das ihm viele Siege beschert hat. Fotos: EPA, APA

Hier kommen die neuen Parteien

Erst kürzlich wurde in Wien-Leopoldstadt das erste WG-Haus Österreichs eröffnet. Der Bauträger ÖSW schuf nicht nur ein ungewöhnliches Wohnheim, sondern ebnete auch den rechtlichen Weg: Jeder ist Hauptmieter.

Wojciech Czaja

Wien – Junge Männer hatschen mit Pappkartons und vollgestopften Müllsäcken ins Haus. Im Schlepptau folgt die Mama mit der eingetopften Bananenstaude unterm Arm. Gegen Unterschrift werden im Erdgeschoß gerade die Schlüssel ausgehändigt, und zur Stärkung zwischen all den Formalitäten gibt's belegte Brötchen und Fanta. Die Charakteristik an diesem Mittwochvormittag ist eine Mischung aus Partylaune und angekatschter Katerstimmung.

Vor wenigen Tagen wurde auf dem ehemaligen Nordbahnhofgelände das „citycom2“, das erste WG-Haus Österreichs, eröffnet. Es besteht aus 42 Wohngemeinschaften mit insgesamt 165 WG-Zimmern. Nackter Sichtbeton. Strenge Kammer. Der Entwurf dafür stammt von den Wiener Architekten BEHF.

Die Idee für dieses ungewöhnliche Wohnkonzept stammt vom Österreichischen Siedlungswerk (ÖSW). Gemeinsam mit BEHF gewann der gemeinnützige Wohnbauträger 2008 einen Bauträgerwettbewerb, der unter dem Motto „Junges Wohnen“ stand. Das ÖSW begegnete der Aufgabe mit einem Angebot an all jene, die lieber mit mehreren wohnen als allein oder zu zweit: an Studierende und Erwerbstätige, an alleinerziehende Mütter und Väter sowie an Senioren, die die Gemeinschaft der Einsamkeit vorziehen.

Die Besonderheit an diesem Pilotprojekt: Alle Bewohner sind gleichberechtigte Mieter mit eigenem Mietvertrag. Keiner trägt mehr die Hauptverantwortung. Damit sind auch all die Sorgen und WG-Streitereien über kaputte Thermen und defekte Waschmaschinen aus der Welt geschafft.

„Streng genommen handelt es sich nicht um einen Mietvertrag, sondern um einen Nutzungsvertrag für ein bestimmtes Zimmer sowie für Allgemeinflächen wie etwa Wohnküche und Bad, die mit anderen Hauptmietern innerhalb dieser WG geteilt werden müssen“, erklärt Michael Pech, Vorstand des ÖSW. „Wir sind der erste Bauträger in Österreich, der die-



Ein hellblau gekleideter Fabian Unterhofer und zwei seiner Freunde beim Einzug in die Neo-WG im siebenten Stock: „Meine Eltern haben das Projekt entdeckt. Ich habe mich sofort angesprochen gefühlt.“ Auch die rohen Betonwände stoßen in dieser WG auf Begeisterung. Das ist nicht überall so.

Fotos: Heribert Corn

ser besonderen Wohnform mit einer solchen Regelung begegnet.“

Im Gegensatz zur klassischen Altbau-WG gibt es eine vertraglich festgelegte Kündigungsfrist. Diese beträgt drei Monate. In den ersten zwei Monaten dieser Frist hat die WG das Recht, einen Nachmieter zu nominieren. Wird innerhalb dieser Zeit dem ÖSW kein Wunschkandidat genannt, so wird aus der Liste der Interessenten automatisch einer zugeteilt.

Jede WG hat Vorschlagsrecht

„Ich glaube, das ist ein faires Angebot“, sagt Pech. „Innerhalb von zwei Monaten sollten junge Leute durchaus in der Lage sein, einen neuen Wohnkollegen mit ins Boot zu holen. Und wenn nicht, dann werden eben wir tätig. Wir tragen als Bauträger das wirtschaftliche Risiko. Einen Leerstand in den Wohngemeinschaften können wir uns nicht leisten.“

Neben einer voll ausgestatteten Küche bekommt jeder Wgler einen Ikea-Gutschein über 200 Euro. Laut Pech sei es das erste Mal, dass ein Bauträger auf diese Weise mit einem Möbelhaus kooperiert. „Das mit dem Gutschein ist ein cooles Angebot, und außerdem ist das die schönste Küche mit den besten Geräten, die ich je hatte“, schwärmt der Medizinstudent Fabian Unterhofer (23), der mit seinen drei Freunden eine WG im siebenten Stock bezieht. Ent-



deckt hatte die WG seine Mutter über eine Anzeige in der Zeitung. Der Funke sei sofort auf den Freundeskreis übergesprungen.

„Eine Wohngemeinschaft zu planen ist eine lustige Sache“, erklärt Architekt Stephan Ferenczy, einer der Chefs bei BEHF. „Wir haben den Grundriss bewusst offen und roh belassen, damit die Leute genug Möglichkeiten haben, sich hier zu verwirklichen.“ Ein frei stehender Küchenblock erklärt das bevorstehende kollektive Gemüseschnipseln zum sozialen Akt. Daneben ist Platz für bis zu vier Kühlschränke. Und sämtliche Zimmer dieser Vierer-WG, die mit zwei Bädern und zwei WCs ausgestattet ist, lassen sich über französische Fenster komplett öffnen. Aus den Schlafzimmern geht man

raus auf die Loggia, aus der rund 50 Quadratmeter großen Wohnküche raus auf den Laubengang.

Betonwände in den Zimmern

„Der Grundriss ist clever und gerecht“, meint Sebastian Kafka. Der 24-Jährige studiert an der Kirchlich Pädagogischen Hochschule (KPH) und ist angehender Psychotherapeut. „Besonders gewagt finde ich allerdings die nackten Betonwände in den Zimmern. Uns gefällt das gut, und wir werden die Oberfläche auf jeden Fall so beibehalten.“ In anderen WGs sieht man die Sache weniger gelassen: „Nein, das gefällt uns gar nicht. Jetzt haben wir die doppelte Arbeit und müssen auch noch ausmalen“, sagt eine WG-Kollegin im achten Stock.



Je nach Anzahl der Zimmer innerhalb einer Wohnung – das Angebot reicht von Dreier- bis zu Sechser-WGs – zahlen die Bewohner zwischen 328 und 368 Euro. Hinzu kommt eine monatliche Energiepauschale für Wasser, Heizung und Strom. Im Mietpreis inbegriffen sind ein Yoga- und Turnsaal (betrieben von Askö) sowie ein Musikproberaum. Die Sauna im Dachgeschoß kostet extra.

„Das Beste ist, dass das WG-Haus nicht ausschließlich für junge Leute konzipiert ist“, sagt Sebastian Kafka. „Es gibt sogar ein paar Senioren-WGs. Wenn 60- oder 70-jährige Leute beschließen, in so ein Haus zu ziehen, dann bin ich mir sicher, dass sich zwischen uns schon bald schöne Bekanntschaften ergeben werden.“

VORAUSSEHEN IST BESSER ALS SCHWARZSEHEN.

Wir nennen es Weitblick?: Die Wiener Privatbank bietet höchste Immobilienkompetenz plus höchste Börsekompetenz unter einem Dach. www.wienerprivatbank.com

WIENER PRIVATBANK

WISSEN

WG-Haus ohne Mietrechtsgesetz

Das WG-Haus „citycom2“ ist juristisch betrachtet ein Wohnheim. Es unterliegt nicht dem Mietrechtsgesetz (MRG), sondern ausschließlich dem Wohngemeinnützigkeitsgesetz (WGG). Im Gegensatz zu einem klassischen Wohnheim, in dem jeder Mieter ein Nutzungsrecht für zwei Einheiten – nämlich für das ihm zugeordnete Zimmer sowie anteilmäßig für alle Allgemeinflächen – hat, entwickelte das ÖSW ein Modell mit drei Einheiten: Jedem Mieter steht sein eigenes WG-Zimmer zu, ein Teil der restlichen WG, die er je nach WG-Größe mit zwei bis fünf anderen Bewoh-

nern teilen muss, sowie die Mitnutzung der Allgemeinflächen. Die Kündigungsfrist für den Mieter beträgt drei Monate. Das ÖSW selbst verzichtet auf sein Kündigungsrecht, das es laut WGG eigentlich hätte, und orientiert sich freiwillig am MRG. Somit sind die WG-Verträge unbefristet und bei Beachtung der Hausordnung unkündbar. Sobald jemand kündigt, haben die verbleibenden WG-ler das Vorschlagsrecht und zwei Monate Zeit, einen Nachmieter zu nennen, der das WG-Zimmer zu den gleichen Konditionen übernimmt. Andernfalls ordnet der Vermieter einen zu. (woj)

„Familie, so schnell kannst nicht schauen“

Kreativdirektorin Rosa Haider-Merlicek ist Patchwork in Person. Und doch sieht sie ständig ganz klassische Familiengefüge um sich entstehen. In der Werbung, in der Werbebranche und unter ihrem Weihnachtsbaum.

Harald Fidler

Wien – Treue. Nicht der erste Gedanke zur Kommunikationsbranche. Der Ringelreihen der Etats füllt Branchenblätter im Dutzend. Treue und Familie. Nicht die erste Assoziation mit Werbern. Lange Arbeitsnächte, längere Partys. Noch überdrehtere Ideen, extravagantere Drehs, noch schönere Menschen, bei der nächsten Agentur. Rosa Haider-Merlicek ist Patchwork in Person. Kreativdirektorin bei Demner, Merlicek & Bergmann, Österreichs größter Werbeagentur. Und doch sieht sie ständig ganz klassische Familiengefüge um sich. Und Kunden, die ihr viele, viele Jahre die Treue halten.



Einer davon ist mit einer Familie gewachsen, vom Lutz zum XXXLutz. Dabei hatte es gar nicht so harmonisch begonnen. Familie Putz verstörte das p. t. Werbepublikum erst. Linda und die Großmutter hatten die Hosen an. Familienvater Max trug Schürze. „Wir wollten die Rollen umdrehen“, erinnert sich Erfinderin Haider-Merlicek. Aber: „Die Leute haben das unsympathisch gefunden. Vielleicht doch ein ungewöhnlicheres Muster.“ Der Kunde blieb treu, ließ die Agentur an den Sympathieschrauben drehen. Putzes wohnen zwar noch immer im Einrichtungshaus und unternehmen schrille Ausflüge in die Welt von *Rocky Horror* oder *Alice im Wun-*



Traditionell und gleichgeschlechtlich, überdreht und konventionell: Familie 2011 zwischen Bipa (li.) und Putz für XXXLutz.

Fotos: D, M & B



derland, leben Erotik im Tango mit der Möblage aus. Aber im Gefüge sind sie eine ziemlich normale Familie. Nur Großmütter wechseln im richtigen Leben halt eher selten fliegend. „Wir können die Menschen in ihren Wohnzimmern, in denen wir zu Gast sind, nicht befremden“, sagt Haider-Merlicek. Romane, Hollywood und TV-Serien schafften erst das Bewusstsein für schwule Paare mit adoptierten Kindern, in Wohngemeinschaft mit Schwester oder bester Freun-

din. Jahre habe es bei *Grey's Anatomy* gedauert, bis Callie Torres ihre lesbische Beziehung offenbaren konnte. „Werbung hat nicht die Zeit, nicht die Chance, ein Bewusstsein dafür zu etablieren.“ Werbung als Avantgarde? „Nie-mals“, sagt Haider-Merlicek: „Die Werbung ist ein Spiegel der Gesellschaft.“ Jedenfalls für so breite Zielgruppen wie bei XXXLutz. Die Gesellschaft hat offenbar einiges weitergebracht, seit das Patriarchat der Familie Putz sie verstörte. Längst spielen die Möbel-

hauskollegen von Ikea (Agentur DDB) gewitzt mit einem heterosexuellen Seitensprung in einer. Überraschung, schwulen Beziehung. Für die Wiener Städtische erzählt Young & Rubicam von der Alleinerziehenden und ihrem Nachbarn. D, M & B lässt in der Weihnachtskampagne für Bipa ein wohl lesbisches Paar mit Kindern Bescherung feiern.

Familie geht auch ohne Vatermutterkind, „das haben wir in WGs gelernt. Jedes Zusammenleben unter einem Dach beginnt ganz von selbst, diese Gefäße, diese Rollen aufzufüllen. Irgendwer übernimmt die Mutterrolle, irgendwer den Vater und einer oder eine das schlimme Kind. Schon hast du eine Familie, so schnell kannst du gar nicht schauen.“

Familie, wohin man schaut. Beim Dreh für den Werbefilm zählt als Vater „der Produzent die Rechnungen und erinnert alle an die Pässe, Regisseur und Kameramann machen die Nacht zum Tag und holen sich im Morgengrauen die Schimpf ab“. Ob Mariusz Jan Demner gern hört, dass er für Haider-Merlicek der Agenturvater ist? Und sie? Mutter? „Gott sei Dank nein.“ Als „Alphatier“ im „Rudel“ von Kollegen, manche ähnlich jung wie ihr erster Sohn, lässt sie vom Familienbild: „Auf der Jagd“ wären sie, nach Kunden, nach der besten Idee, nach Kreativpreisen.

Jagen im Rudel

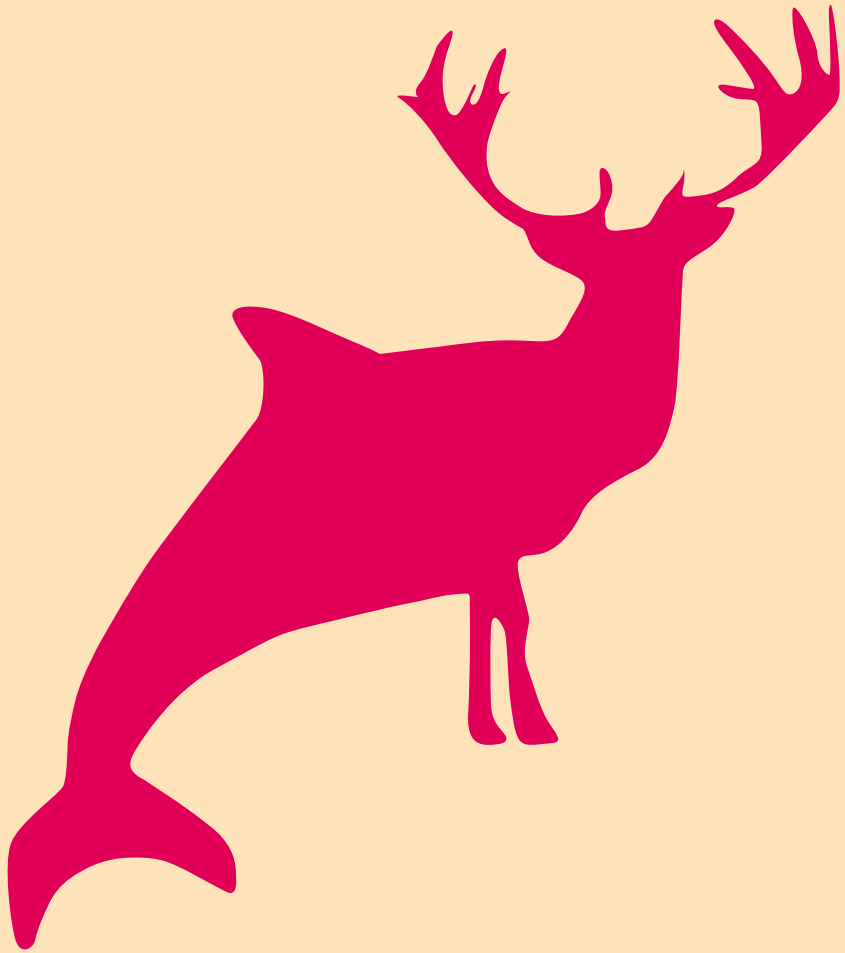
Und wie lebt das Rudel? Jüngere oft lange allein vor lauter Arbeit. „Die wunderhübschesten Frauen gehen hier ein und aus, viele ohne Partner.“ Aber eben fängt ein junger Texter Anfang 30 in ihrem Team an, mit Frau und vier Kindern. „Es gibt ganz normale Familien, oder?“, fragt Haider-Merlicek da rüber zum Agentur-Empfang: „Natürlich, gibt's auch.“

Haider hat mit Patchwork einige Erfahrung: Sie hatte eine Mutter, zwei Väter. Ihren ersten Sohn zog sie allein auf, weil sich dessen Vater, aus der Branche, nicht als solcher sehen wollte. Dann Liebe und Zwillinge mit dem 19 Jahre älteren Franz Merlicek, aus der Agentur, Familie, ja, aber bitte keine Fulltime-Mutter mit dem Staubsauger in der Hand, finden beide.

Mit ihrem „Hirtenhund-Gen, ich gemeinde alle ein“ entsteht da ihre Großfamilie. Gerade zu Weihnachten: frühere Lebensgefährtin ihres Mannes, drei Söhne, deren früheres Au-pair-Mädchen aus der Mongolei. Ein Pianist aus Japan, der auch „zur Familie gehört“. Und wenn „in der Nachbarschaft wer alleine ist, würde ich den oder die auch mitnehmen, und wir sind eine Familie.“ So schnell kannst gar nicht schauen.



Rudelführerin Haider-Merlicek, hier mit Kätzchen beim Putz-Dreh in Südafrika. Foto: D, M & B



Delphirsch ambienticus [lat. Dēl | phīrsch am | biēnt | ʲicus]

Gehört zu einer ganz besonderen Lebensform, die in den letzten Jahren eine erstaunliche Entwicklung genommen hat. Anfang der 90er Jahre noch äußerst selten im öffentlichen Raum gesichtet, ist sie heute aufgrund ihrer Vielseitigkeit und enormen Anpassungsfähigkeit aus unseren Mediaplänen nicht mehr wegzudenken. Ein wahrer Triumph einer intelligenten Spezies! Ihr Territorium ist schier grenzenlos: keine Bar, Premieren-Party, Auto-Präsentation, Fitness-Studio Dusche oder Pizzaschachtel, wo sie nicht auftauchen kann, um für Stimmung zu sorgen.



brand
circus

Manege frei.

Ambient-Marketing über die klassischen Standardlösungen hinaus | www.brandcircus.at
Fantastische Promotion-Jobs! Jetzt bewerben.

* Kampagne: FCP - Finnair Corporate Program / Auftraggeber: Finnair, Agentur: MEC Access / ausgezeichnet unter 13 Ländern, in denen die Promotion durchgeführt wurde

Abends heißt es: „Ich bin wieder da, Schatz!“

Erstaunlich, mit welchem Bestemm das populäre Kino am Ideal der glücklichen Beziehung, aus der irgendwann Kinder hervorgehen, festhält. Auch der größte Patchworkhit der letzten Jahre macht da keine Ausnahme.

Bert Rebhandl

Wien – „Honey, I'm home!“ Mit diesem oft noch bei geöffneter Tür gesprochenen Satz meldet sich in Amerika traditionell der Familienvater zurück, wenn er abends von der Arbeit kommt, den Trenchcoat an den Haken hängt, den Hut abnimmt, die Aktentasche abstellt, bevor er sich dann in die Küche begibt, wo schon zu riechen ist, was es gleich zum Abendessen gibt. „Ich bin wieder da, Schatz“, so müsste man diese Floskel wohl übersetzen, die jeder Amerikaner unverbrüchlich im Ohr hat. Denn es äußert sich darin auch eine (konservative) Idealvorstellung des geregelten Lebens, eine verlässliche Ordnung von Erwerbsleben und Haushalt. Für das eine ist der Mann zuständig, für das andere die Frau. Die beiden properen Kinder, die dann von den Hausaufgaben zum Abendessen an den Tisch kommen, lernen gewissermaßen natürlich das Programm Idealfamilie.

Die Sitcom im Fernsehen war der Ort, an dem dieses Programm tagtäglich wiederholt und eingeblutet wurde, sodass es irgendwann ein Leichtes war, sich über dieses „Honey, I'm home“ lustig zu machen. Denn auch in Amerika war unübersehbar, dass die Verhältnisse sich längst geändert hatten, dass die Idealfamilie zum ideologischen Konstrukt ge-



Zwei Mütter, zwei Halbgeschwister und ein (biologischer) Vater wagen das Familienexperiment am Esstisch: Annette Bening (v. li.), Julianne Moore, Josh Hutcherson, Mia Wasikowska und Mark Ruffalo in „The Kids Are All Right“.

Foto: UPI

worden war, während Scheidungseltern und Schlüsselkinder sich in neue Abmachungsmengen aufteilen mussten.

Aber noch in dem wegweisenden Drama *Kramer gegen Kramer* von Robert Benton im Jahr 1979 kann man sehen, welch große Schwierigkeiten das Mainstreamkino hatte, sich mit den Tatsachen abzufinden. Das von Dustin Hoffman und Meryl Streep gespielte scheiternde Paar, das in einen Sorgerechts-

streit um den kleinen Sohn gerät, bekommt im offenen Ende zumindest die Andeutung einer zweiten Chance. Das lässt an die berühmten „Komödien der Wiederverheiratung“ denken, im klassischen

Hollywood fast ein eigenes Genre, in dem Freiheit und Treue auf sehr anspruchsvolle Weise zusammengedacht wurden.

Es ist insgesamt erstaunlich, mit welchem Bestemm das populäre Kino am Ideal der glücklichen Beziehung, aus der irgendwann Kinder hervorgehen, festhält. Selbst im größten Patchworkfamilien-Hit der letzten Jahre ist dies im Grunde noch so, wenngleich die glückliche Beziehung hier keine heterosexuelle ist: In *The Kids Are All Right* von Lisa Cholodenko spielen Annette Bening und Julianne Moore zwei Frauen, die zusammenleben und im Verlauf ihrer Beziehung jeweils ein Kind bekommen haben.

Die Geschichte beginnt damit, dass der inzwischen 15-jährige Laser herausfindet, wer sein biologi-

scher Vater ist. Dieser taucht dann auch tatsächlich auf, und nun kann diese moderne Komödie das ganze Register von Identitätswürfen durchspielen, unter deren Druck das konservative Ideal der Familie heute steht. Glückliche Liebe, glückliche Sexualität, berufliches Glück, das Glück, sich in einem Kind wiederzuerkennen – all das ist mit den Beschränkungen eines individuellen Lebens zu vermitteln. Und vielen erscheint dafür die klassische Kontinuitätsform einer Beziehung „bis dass der Tod sie scheidet“ als zu eng.

Das wird besonders deutlich in einem deutschen Erfolgsfilm wie *Kokoowäh* von Til Schweiger, in dem ein klassisches Konfliktschema lustig durcheinander gewürfelt wird: Das Bedürfnis nach Unverbindlichkeit eines ewigen Jungesel-

len wird in der unvermuteten Begegnung mit seiner kleinen Tochter auf die Probe einer natürlichen Verbindlichkeit gestellt. Das Genre der Komödie wird hier zum Therapeutikum. Vor allem aber wird deutlich, wie sehr das Kino als ein Medium der Idealisierung die Patchwork-Situationen inzwischen von den Kindern her denkt.

Sie sind die Stars, für sie muss aber auch der emotionale Rahmen geschaffen werden, der ihnen stabile Lebensentwürfe ermöglicht. In diesem Fall bedeutet das eben, dass biologische und faktische Vaterschaft gleich wichtig sind. Sind zwei Väter nicht besser als einer? So richtig ginge das eigentlich nur, wenn alle unter einem Dach wohnen würden. Wenn sich abends die Tür öffnet, müsste es dann heißen: „Honeys, we're home.“

Nicht alle sind glücklich wie „Pippi Langstrumpf“

Heldenhafte, verrückte und auffallend viele fade Kinder bilden das Patchwork im TV

Doris Priesching

Wien – Am besten erwischte es *Pippi Langstrumpf*: Die Halbweise mit den Ringelsocken und der auffälligen Frisur fand in Tommy und Annika nicht nur neue Freunde, sondern unterhielt sich deren Eltern eine freundschaftliche und auf gegenseitigem Vertrauen basierende Beziehung. Die Versorgungsavancen des „Fräulein Prusselfe“ wehrte Pippi stets erfolgreich ab. Den Papa rettete sie per Luftfahrrad aus höchster Not. Dieses Patchwork lässt sich sehen.

TV-Wirklichkeit sah davor und danach oft anders aus, bediente aber so gut wie immer ausgewählte Prototypen von Fernsehkindern im Patchwork. Es gab:

■ **Die Spießigen** Gratulieren konnte sich etwa das gemeinsame Kind von Peter Weck und Thekla-Carla Wied: Mehr versteckte Kleinbürgerhölle als in *Ich heirate eine Familie* gab es nie wieder. Unglaublich fade Geschwister versorgte die Westernärztin *Dr. Quinn*, was insofern ein Jammer war, als ihr endloses Ringen mit Trapper Sully nicht minder anodete. Den dringend nötigen frischen Wind bekam der bereits müffeln Nachwuchs von Mr. Sheffield: *Die Nanny* wirbelte die drei verzogenen Fratzen auf.

■ **Die Coolen** Wenn die Erwachsenen sich balgen, bleiben die Kinder gelassen. Tommy Gavin und

seine Immer-wieder-Frau Janet liebten und hassten sich in *Rescue Me*. Die Kinder blieben überraschend stabil. Gleich widerstandsfähig waren Zoe Woodbine und Rachel Blanders gegen Verrücktheiten ihrer Mutter *Cybill*.

■ **Die Helden** Zahlreiche Kinder mit unklaren Geburtsverhältnissen fanden Anschluss in quasifamiliärem Umfeld: *Heidi*, *Pumuckl*, *Pinocchio*, *Nils Holgersson*, *Flipper*, *Lassie* und *Skippy*, das *Buschkänguruh* erfuhren neue Geborgenheit, schöpften Mut zur Eigeninitiative, neigten allerdings in dieser ungewohnten Rolle mitunter zu ermüdendem Besservollertum. In ein aufwühlendes familiäres Umfeld geriet das kleine Bleichgesicht *Orzowei*: Beim afrikanischen Buschvolk fühlte er sich schnell heimisch.

■ **Die Realistischen** Mit ernstesten Absichten verhandelte *The Brady Bunch* von 1969 bis 1974 das für damalige Verhältnisse neue Sittenbild. Patchwork in allen real existierenden Formen brachte die *Lindenstraße* hervor. Egal, ob beim Anhang von Gabi und Andy Zenger, Dr. Dressler und Elisabeth, Hansemann und Anna, Erich und Mutter Beimer: Zwischendurch krachte es, aber dann vertrug man sich wieder. Als frustrierte Alte, die nicht loslassen kann: So erscheint Betty Draper, ab Staffel vier Ex-Gattin von Don Draper, in *Mad Men*. Gegen das Aufbegehren

der Ältesten geht sie mit strenger Hand vor. Ein klassisches Patchwork-Schicksal, denn der holde Daddy holt die Kleinen für Spaß und Spiel, den Alltag mögen aber bitte andere bestreiten. Klar vergöttern die Kleinen ihn. Die Trümmer einer kaputten Ehe nagten an Betty trotz – oder gerade wegen – schneller Wiedervermählung mehr als am Exgatten, der angesichts der fürsorglichen neuen Tussi auf Wolke sieben schwebt: I got you Babe!

■ **Die Rebellischen** Krystle Carrington war alles andere als willkommen, als sie den Haudegen Blake heiratete. Der neue Gemahl hatte nur Öl im Kopf, Alexis, die Ex, machte beiden die Hölle heiß. Blakes Tochter Fallon wollte die neue Mutter ebenfalls nicht akzeptieren und tat, was alle im *Denver Clan* am besten konnten: Sie beackerte das Feld der Intrigen.

■ **Die Tapfersten** Ein Vater, drei Mütter: Die unglaublichen Abenteuer der Polygamistenfamilie um den wackeren Patriarchen Bill aus *Big Love* stellen das Konzept der heilen Familie völlig auf den Kopf. So findet die Ex plötzlich ihre eigene Mutter als neue Ehefrau, will die Erstfrau Obsorgerechte auf das durch den Gatten im vorehelichen Geschlechtsverkehr gezeugte Kind mit der potenziellen Viertfrau. Da blicken nicht einmal mehr die Kinder durch.

Interview Peter Weck Seite 40



Zündende Ideen brachte Pippi Langstrumpf in ihren losen Familienverbund, für jede Menge Zunder sorgte Alexis Colby bei Blake und Krystle Carrington im „Denver Clan“. Das explosivste Patchwork der Gegenwart: die Polygamisten aus „Big Love“.

Fotos: ZDF, HBO





Dorothee Golz:
„Schlafzimmer
– Versuchsanordnung
(Lebensentwurf
2007)“.

Foto: Christian Haas

„Nach meinem Jawort war ich ein Jahr krank“

Regisseur und Schauspieler **Peter Weck** im Gespräch mit **Thomas Trenkler** über die erfolgreiche Fernsehserie „Ich heirate eine Familie“, in der Drehbuchautor Curth Flatow bereits 1983 Patchwork thematisierte.

STANDARD: *Jahrzehntelang hatten Sie ein Abonnement auf sympathische Rollen. Wie kam es dazu?*

Weck: Das war nicht mein Wunsch, das sage ich Ihnen ganz offen. Aber durch die Optik oder die Ausstrahlung war ich immer der Nette – und nicht der Held, der etwas durchzieht und gewinnt. Die Herren Produzenten haben wenig Fantasie. Vor zwei Jahren wurde mir allerdings angeboten, im Film *Die Mutprobe* einen Pädophilen zu spielen. Das war endlich eine Rolle, die mich gefordert hat.

STANDARD: *Und Sie spielten oft Jungesellen. Ich denke nur an die Serie „Wenn der Vater mit dem Sohne“ aus den frühen 1970er-Jahren. Fritz Eckhardt und Sie buhlten andauernd um junge Frauen.*

Weck: Und jeder wusste: Die ist nicht die Richtige. Das war der Witz an der Serie. Und gut geschrieben vom Fritz Eckhardt.

STANDARD: *1983 wurden Sie plötzlich Ehemann und Vater – als Werbefachmann Werner Schumann in der Serie „Ich heirate eine Familie“. Das Wort Patchwork-Familie war damals noch unüblich. Ahnten Sie, dass die Serie etwas Neues im Unterhaltung-TV thematisierte?*

Weck: Das war mir nicht bewusst. Wohl auch deshalb, weil ich wusste, dass die ersten vier Folgen das Leben von Drehbuchautor Curth Flatow widerspiegeln. Er hatte ja wirklich eine Frau mit drei Kindern geheiratet. Ich sollte zuerst nur Regie führen. Ich las das Drehbuch und dachte mir, es ist

eigentlich eine Wald-und-Wiesen-Geschichte, aus der man aber etwas machen kann. Denn Flatow konnte, wie Eckhardt, Dialoge schreiben. Ich nahm mir vor, die Serie ein klein wenig anders zu inszenieren als dies damals üblich. Aber dass gerade diese Serie ein solcher Erfolg wird, das hat niemand geahnt. Die Serie wurde als sehr authentisch empfunden.

STANDARD: *Können Sie ein Beispiel dafür geben, was Sie beim Inszenieren anders gemacht haben?*

Weck: Usus ist beim Fernsehen, dass Pointen abgeschmeckt werden: „Das war eine Pointe!“ Aber ich hab gesagt: „Das geht nicht. Die Pointe kommt an oder nicht, aber sie muss im Vorbeigehen passieren.“ Oder: Thekla Carola Wied war sehr erpicht darauf, ernsthafte Rollen zu spielen. Sie wollte nicht in die Nähe des Boulevards kommen. Ich bemerkte aber, dass sie, wenn ich ihr viele Aufgaben stellte, nervös und kribblig wurde. Da wusste ich: Das ist es. Und sie hatte einen riesigen Erfolg, eben weil sie so schusselig war. Solche Tricks haben vielleicht den Charme der Serie ausgemacht.

STANDARD: *Hätte nicht Harald Juhnke die Rolle des Werner Schumann übernehmen sollen?*

Weck: Es gab aber Bedenken vom ZDF, ob er durchhält. Ich machte Vorschläge, die wurden nicht angenommen. Immer wieder kam: „Warum spielen Sie das nicht?“ Und ich sagte: „Dann muss man einen anderen Regisseur suchen.“

Es wurde dann ein Schweizer verpflichtet – ich weiß gar nicht mehr, wie er hieß. Es war eine Katastrophe. Also bin ich eingesprungen. Zunächst für einen Tag. Und dann ist das an mir hängen geblieben. Die Herausforderung zu spielen und zu inszenieren hat mir aber im Endeffekt einen Riesenspaß gemacht.

STANDARD: *Sie schreiben in Ihrer Biografie „War's das?“, die kürzlich bei Amalthea erschien, dass Sie aufgrund Ihrer Engagements nicht viel Zeit für Ihre Familie hatten. Konnten Sie trotzdem Ihre Erfahrungen als Vater einbringen?*

Weck: Ich habe zwar keine Kinder angeheiratet, aber der Umstand, zuerst Frau und dann später Kinder im eigenen Haushalt zu haben, war schon sehr irritierend. Ich war ja lange Zeit eingefleischter Junggeselle, ich habe erst spät, mit 37, geheiratet. Zur Heiterkeit meiner Frau musste ich feststellen: Nach meinem Jawort war ich ein Jahr



„Einhirnige Zwillinge“, Ehepaare in totaler Harmonie, sind ihm unerträglich: Peter Weck. Foto: Urban

krank. Also natürlich nur kränklich. Aber plötzlich musste ich das Badezimmer teilen und so weiter. Ich habe mich ins Wohlfühlen erst hineinleben müssen. Und das habe ich in die Serie einbringen können: wenn die Kinder Eigenleben entwickeln, und was einem dabei nicht ganz passt, auch wenn man nichts sagt, damit man nicht nur der böse Vater ist.

STANDARD: *Schumann betont in der Serie immer wieder, dass ihm nichts Besseres hätte passieren können, als diese Familie zu heiraten. Wurde das Konstrukt der Familie idealisiert?*

Weck: Flatow hat das Zusammenleben mit seiner Familie sehr genossen. Das hat sich eben in das Drehbuch übertragen. Und es war wahrscheinlich das Bedürfnis des Senders – das ZDF war ja immer schon etwas heile Welt bringend –, dass die Familie als ideale Form dargestellt wird.

STANDARD: *Den Gegenpol bildet das kinderlose, streitsüchtige Ehepaar Sybille und Alfons Vonhoff.*

Weck: Da hab ich aus dem Leben gegriffen. Ich kannte solche Leute. Ich dachte, die könnte man so als Gegensatz bringen: Da wird das Friedliche angestrebt – und dort kommt man nicht zurecht mit dem gemeinsamen Leben.

STANDARD: *Ist auch für Sie persönlich die Familie die ideale Form?*

Weck: Nicht unbedingt. Ich bin noch aus einer Generation, in der man einmal „Ja“ gesagt hat – und damit war es das. Aber ich verstehe junge Leute, die sich trennen. Warum soll man sich ein Leben lang quälen? Wie viele Tragödien haben sich früher abgespielt! Dass

es heute viel mehr den Entschluss zum Trennen gibt, finde ich nicht unrichtig. Es gibt eben nur manchmal Glücksfälle. Ob meine Ehe ein solcher ist, weiß ich nicht. Denn so glatt geht es auch nicht immer

dahin. Manche gaulen die heile Welt vor: „Ich weiß das schon gar nicht mehr: Hab ich das gesagt – oder meine Frau?“ Solche einhirnige Zwillinge sind mir unerträglich. Immer Harmonie: Das ist ja unmenschlich. Aber es muss eine Wertschätzung geben, ein Verständnis für den anderen. Dann kann eine Beziehung lange halten.

STANDARD: *Die Serie hatte bis 1986 insgesamt 13 Folgen. Warum wurde sie nicht fortgesetzt?*

Weck: Man wollte zehn Jahre später eine Fortsetzung – als Großeltern. Aber ich sagte: Wenn das schon eine Kultserie ist, dann lassen wir sie so.

STANDARD: *Und wie geht es Ihnen als Großvater?*

Weck: Ich habe natürlich mehr Zeit als früher. Ich sehe, wie der Stöpsel, der Moritz, heranwächst und jeden Tag etwas Neues dazu lernt: Das ist schon sehr schön. Das habe ich bei meinen Kindern nicht so mitbekommen. Aber damals wusste ich nicht, dass ich es vermisse. Damals lag das Augenmerk darauf, dass es ihnen gut geht – und besser als mir in der Jugend. So geht es vielen: dass sie erst die Enkelkinder genießen.

PETER WECK (81), geboren in Wien, ist Schauspieler und Regisseur. Als Direktor bzw. Intendant der Vereinigten Bühnen Wien brachte er 1983 „Cats“ nach Wien und 1992 „Elisabeth“ zur Uraufführung.

Switch List

Für Sonntag

11.05 DISKUSSION
Europastudio: Italien nach Berlusconi „Ist das Land noch zu retten?“, fragt STANDARD-Kolumnist Paul Lendvai die Gäste: Kordula Doerfler (*Die Presse*), Florian Eder (*Die Welt*), Ulrich Ladurner (*Die Zeit*) und Daniel Vernet (Publizist, Paris). **Bis 12.00, ORF 2**

13.05 MAGAZIN
Panorama Nina Horowitz präsentiert Reportagen aus dem ORF-Archiv, zum Anlass passend über schlechte Geschenke und andere Katastrophen: Dazu gehörte einst eine Röntgenbrille, mit der man Damen angeblich nackt sehen konnte, die allerdings beim Funktionstest kläglich versagte. **Bis 13.30, ORF 2**

20.15 KRIMI
Tatort: Der Weg ins Paradies (*D 2011, Lars Becker*) Kommissar Batu begibt sich in islamistische Kreise und spürt manch' terroristische Zelle auf. **Bis 21.50, ORF 2**

20.15 HIRNSAUSEN!
Oscar (*F 1967, Edouard Molinaro*) Louis de Funès im Rausch der vertauschten Koffer: Als wieder nur der Riesen-BH und nicht „Mäuse! Piepen! Kohle!“ zum Vorschein kommen, kriegt der Ärmste endgültig „Hirnsausen“. Und wir einen der hinreißendsten Ausraster der gesamten Filmgeschichte. **Bis 22.20, Das Vierte**

20.15 MUSIK
Erlebnis Bühne Barbara Rett präsentiert den gesamten Mozart-22-Zyklus. Auf *La finta semplice* folgen *Abendempfindung* und *Lo sposo deluso* und *L'oca del Cairo*. **Bis 2.05, ORF 3**

21.45 DISKUSSION
Günther Jauch: Deutsche Gotteskrieger Hans-Peter Friedrich

Haderers **ADVENTKALENDER** Fenster 18



2007: Bei den Olympischen Winterspielen in Turin findet die italienische Polizei bei österreichischen Sportlern Spritzen, Medikamente und Apparate für Transfusionen. ÖSV-Präsident Peter Schröcksnadel bestreitet die Vorwürfe. *Ausstellung derzeit im Freiraum MQ*

(CSU), Manfred Gelowicz (Vater von Fritz Gelowicz – Kopf der „Sauerland-Gruppe“), Yas-sin Musharbash (Journalist), Alice Schwarzer (Publizistin), Ferid Heider (Imam in Berlin) diskutieren die Frage, was den radikalen Islam attraktiv macht. **Bis 22.45, ARD**

22.00 DISKUSSION
Im Zentrum: Party, Chillen, Shoppen – Tickt so unsere Jugend? mit Ingrid Thurnher und Gästen. **Bis 23.05, ORF 2**

23.30 MAGAZIN
Spiegel TV Magazin Themen des Reportagemagazins: 1) In Sibirien auf der Suche nach sich selbst. 2) Präsident in Nöten – Wulffs Problemerkredit. 3) Zwickauer Zelle – Braune Spur nach Nürnberg. 4) Pferd unterm Baum – Luxusgeschenke trotz Krise. **Bis 23.00, RTL**

22.00 DOKUMENTATION
Das Voynich-Rätsel Mithilfe materialwissenschaftlicher Untersuchungen konnte die Entstehung des Pergamentbandes auf zwischen 1404 und 1438 eingegrenzt werden: Damit haben Alexander Sperl, Handschriftenexperte an der Nationalbibliothek, und René Zandbergen, Weltraumforscher und Kryptografiekennner, ein Mosaiksteinchen zur Lösung des rätselhaften Schriftstücks gesetzt. Klaus Steindl und Andreas Sulzer erzählen die mysteriöse Geschichte. **Bis 23.15, Arte**

22.30 PSYCHOTHRILLER
Memento (*USA 2000, Christopher Nolan*) Für Christopher Nolans raffiniert erzählten Low-Budget-Thriller ist gutes Erinnerungsvermögen vonnöten: Die Handlung vollzieht sich nämlich rückwärts, während ihr Protagonist, der den Tod seiner Frau rächen will, von permanenten Gedächtnisausfällen geplagt wird. **Bis 0.10, ZDF neo**

23.05 DOKUMENTARFILM
Herbstgold Die lebensbejahende Geschichte von fünf Leichtathleten, die sich auf eine Weltmeisterschaft vorbereiten. Ihre größte Herausforderung ist das Alter: Die potenziellen Weltmeister sind zwischen 80 und 100 Jahre alt. **Bis 0.30, ORF 2**

23.05 MAGAZIN
Titel Thesen Evelyn Fischer führt durch das Kulturmagazin: 1) Der Fotograf Ron Galella, Urgestein der Paparazzi. 2) Dokumentarfilmer Nikolaus Geyrhalt sorgt sich

um Europa. 3) *Huhn mit Pflaumen*, ein Melodram über die verzweifelte Liebe zum Iran. 4) Kasper König, Direktor des Kölner Museum Ludwig, verabschiedet sich mit einer Ausstellung. **Bis 23.35, ARD**

23.20 SPIRITUELLE WEISHEIT
Monsieur Ibrahim und die Blumen des Koran (*Monsieur Ibrahim et les fleurs du Coran, F 2003, François Dupeyron*) Omar Sharif schließt als alter, weiser Türke Ibrahim im Paris der 1960er-Jahre Freundschaft mit dem jüdischen Jungen Momo und erklärt ihm, was wichtig im Leben ist. **Bis 0.50, BR**

23.35 MAGAZIN
Druckfrisch Denis Scheck stellt Neuerscheinungen von Martina Meuth, Bernd Neuner-Duttenhofer (*Auf der Suche nach dem verlorenen Geschmack*) und Antje Ravic Strubel (*Sturz der Tage in die Nacht*) vor. **Bis 0.05, ARD**

RADIO-TIPPS

9.05 GESPRÄCH
Café Sonntag Bei Oliver Baier ist Helmut Schüller, Pfarrer. **Bis 10.00, Ö1**

11.50 GESPRÄCH
Im Künstlerzimmer In der Pause der Matinee spricht Regisseur Hans Neuenfels über seine eben erschienene Autobiografie. **Bis 12.10, Ö1**

14.15 PORTRÄT
Menschenbilder: Angelica Bäumer Die Kunstkritikerin im Porträt von Heinz Janisch. **Bis 14.55, Ö1**

22.30 MAGAZIN
Matrix mit Tipps für den elektronischen Weihnachtsbaum. **Bis 23.00, Ö1**

Die meisten Seher...		
Reichweiten vom Donnerstag, 15. 12. 2011		
...im ORF		
1 Seitenblicke	759.000	
2 Kebab mit Alles	643.000	
3 Die Rosenheim Cops	618.000	
...auf ATV		
1 Criminal Minds	133.000	
2 Bones – Die Knochenjägerin	120.000	
3 The Closer	101.000	
...im Kabel- u. Satelliten-TV		
1 The Voice of G.,, PRO7	229.000	
2 Gute Zeiten, ,, RTL	155.000	
3 Soko Stuttgart, ZDF	152.000	
★ ohne tägliche Nachrichten und Sport (Z1B 1 und Bundesland heute meistgesehen im ORF)		
Quelle: AGTT	DER STANDARD	



Im Frühjahr im Kino: „Türkisch für Anfänger“. Foto: ARD

Multikulti-Patchwork im Vorabendprogramm

„Türkisch für Anfänger“ wird Kinofilm

Fabian Kretschmer

Die Quoten waren durchgewachsen, doch der gesellschaftliche Einfluss groß: Die ARD-Serie *Türkisch für Anfänger* wurde vom deutschsprachigen Feuilleton unisono gelobt, in etlichen Diplomarbeiten behandelt, und in Schweden schaffte sie es sogar in den Deutscher-richt. Mit der Erstausstrahlung 2006 fanden die Themen Migration und Patchwork-Familie nun auch auf humoristische Weise fernab des erhobenen Zeigefingers Einzug ins Vorabendprogramm der Öffentlich-Rechtlichen: Wenn der halbstarke Cem sich im Gangster-Rap versucht und damit seine Stiefmutter Doris vor den Kopf stößt oder der türkische Kommissar Metin Spurensicherung auf dem Bett seiner neuen Tochter Lena durchführt – in der Angst, sie könne ihre Jungfräulichkeit verloren haben –, dann ist das vor allem eins: zum Brüllen komisch. Doch die nationalen Klischees wurden nicht nur gezeigt, sondern auch humoristisch gebrochen. Drehbuchschreiber Bora Dagtekin wollte nur eine spannende Geschichte schreiben – und lieferte fast ungewollt einen authentischen Beitrag zur Integrationsdebatte. Im Frühjahr kommt es zum Wiedersehen mit den Figuren: Dann erscheint der Kinofilm von *Türkisch für Anfänger*.



ORF eins

20.00 ZIB 20 762-708

20.07 **Wetter** 208-934-079

20.15 **Die Entführung der U-Bahn Pelham 123** Actionfilm USA/GB 2009. Mit Denzel Washington, John Travolta, John Turturro u.a. Regie: Tony Scott 497-857

21.50 **ZIB Flash** 7-181-483 (VPS 21.30 923-857)

22.05 **Mission: Impossible III** Actionthriller, D/USA 2006 Mit Tom Cruise, Philip Seymour Hoffman, Ving Rhames u.a. Regie: Jeffrey Abrams 4-527-234 (VPS 21.40 3-995-654)

0.00 **16:9** **Monk** Mr. Monk auf Schatzsuche 653-890 (VPS 23.40 6-717-234)

ATV

20.15 **★ Horton hört ein Hu!** Animationsfilm USA 2008. Regie: Jimmy Hayward, Steve Martino. Der Elefant Horton hört den Hilferuf eines Staubkorns. Auf dem befindet sich ein Mikrokosmos namens Hu-Heim, dessen Bürgermeister sich Sorgen um den Untergang der Welt macht. 893-944

21.55 **★ Rocky Balboa** Actionfilm, USA 2006 Mit Sylvester Stallone 9-550-789

23.45 **★ Mörderscher Vorsprung** Thriller USA 1988 5-504-296

1.50 **★ Rocky Balboa** Actionfilm, USA 2006 33-083-548

ORF 2

20.05 Seitenblicke 8-921-505

20.15 **Tatort** Der Weg ins Paradies. TV-Kriminalfilm, D 2011 Mit Mehmet Kurtulus u.a. Der neue Auftrag führt Cenk Batu mitten in islamistische Kreise: Batu soll in Hamburg eine terroristische Zelle infiltrieren, die – wie BKA und Geheimdienste bereits wissen – ein verheerendes Attentat in der Hansestadt plant. 484-383

21.50 **ZIB** 2-639-437

22.00 **Im Zentrum** 6-457-857

23.05 **Herbstgold** Mit Alfred Proksch, Gabre Gabric, Herbert Liedtke, Ilse Pleuger, Jiri Soukup 1-264-321

0.40 **a.viso** 8-352-258

PULS 4

20.15 **★ Familie Klumps und der verrückte Professor** Komödie USA 2000. Mit Eddie Murphy, Janet Jackson. Der dicke Professor Sherman Klump freut sich darauf, die liebenswerte Genforscherin Denise zu heiraten. Doch ausgerechnet jetzt taucht sein Alter Ego Buddy wieder auf und bringt alles durcheinander. 2-862-760

22.10 **Quiz Taxi Österreich** Quiz-Show 5-952-789

23.15 **American Football** Denver Broncos – New England Patriots 574-406-128

2.30 **Die dreisten drei – Die Comedy-WG** 46-897-708

ORF III
Kultur und Information

20.15 Erlebnis Bühne Irrfahrten I: La Finta Semplice. Mit Camerata Salzburg, Michael Hofstetter, Malin Hartelius u.a. 2-232-895

22.35 Erlebnis Bühne Irrfahrten II: Abendempfindung. Mit Ann Murray, Marianne Hamre u.a. 510-128

0.05 Erlebnis Bühne Irrfahrten III: Lo sposo deluso und L'oca del Cairo. Mit Ann Murray, Marianne Hamre u.a. 8-406-529

Servus TV

20.05 Na Servus – Das Wetter auf Servus-TV

20.15 Red Bulls Salute 2011 Eishockey. Finale – Vorbericht

20.30 Red Bulls Salute 2011 Finale – 1. Drittel

21.20 Red Bulls Salute 2011 Finale – 2. Drittel

22.05 Red Bulls Salute 2011 Finale – 3. Drittel

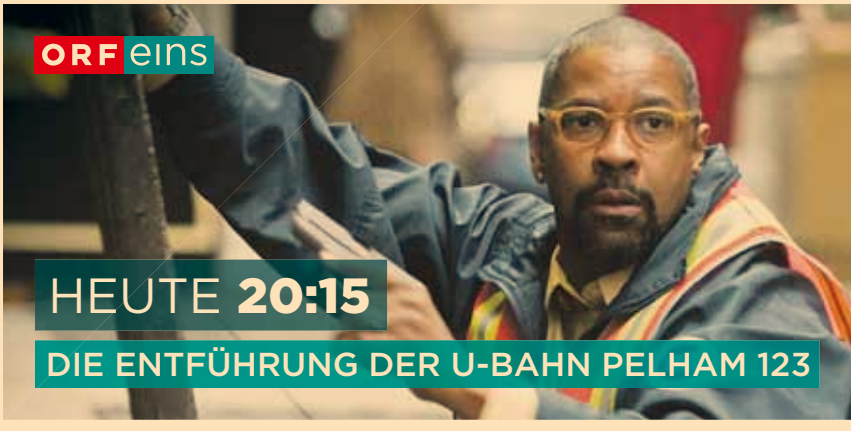
22.45 Die Sportdokumentation Alles für den perfekten Moment im Eis

23.15 Snowboard Chronicles Absinthe Film Special

23.30 Climbing Chronicles In Deep Doku

1.05 The Great White Silence Dokumentation

ORF eins



HEUTE 20:15

DIE ENTFÜHRUNG DER U-BAHN PELHAM 123

arte

20.00 **Karambolage** Magazin 466-012

20.15 **★ Der Name der Rose** Kriminalfilm, D/I/F 1986. Mit Sean Connery, Christian Slater, F. Murray Abraham Regie: Jean-Jacques Annaud 2-774-944

22.20 Das Voynich-Manuskript Die geheimnisvollste Handschrift der Welt. Dokumentation 7-846-470

23.15 Beste Designbars der Welt (2/4) 3-481-895

23.40 Remix One Shot Not Konzert 894-050

0.35 Eugen Onegin Oper 21-017-426

3sat

20.15 Von Kairo nach Marrakesch Doku 4-665-166

22.00 Afrikas Inselwelten Doku 7-575-692

23.15 Das Erbe der Menschheit (1/2) 70-629-963

0.30 **16:9** **Das Erbe der Menschheit** (2/2) Doku 27-067-797

RTL

20.15 **★ Der Herr der Ringe – Die Gefährten** Fantasyfilm, NZ/USA 2001. Mit Elijah Wood 47-217-645

23.30 „Spiegel“-TV Magazin Zeitgeschehen 60-215

0.15 Faszination Leben Reportagerihe 8-659-277

SAT 1

20.05 Koch mit! Oliver Show 5-616-654

20.15 Navy CIS Der Zeuge

21.15 **The Mentalist** 8-427-654

22.15 **Criminal Minds** Krimiserie 498-760

0.15 Blockbuster TV 2-212-155

ARD

20.00 **Tagesschau** 27-128

20.15 **Tatort** Der Weg ins Paradies. TV-Kriminalfilm, D 2011. Mit Mehmet Kurtulus u.a. 3-339-050

21.45 **Günther Jauch** Polittalk 6-100-321

22.45 Tagesthemen 2-870-760

23.05 **Titel, Thesen, Temperamente** 6-183-321

23.35 **Druckfrisch** 5-366-031

0.05 **16:9** **★ Tagebuch eines Skandals** Drama GB 2006 8-249-600

0.20 **★ Rosamunde Pilcher: Gefährliche Brandung** TV-Melodram, D 2011. Mit Julia Stemberger, Philippe Brennkemeyer 3-337-692

21.45 Sportler des Jahres 2011 Live aus dem Kurhaus in Baden-Baden (D) 9-357-789

23.35 ZDF-History Die Todeswelle – Tsunami 2004 1-755-296

0.20 Nachtstudio 1-016-838

RADIO

1 **8.15** Du holde Kunst **9.05** Café Sonntag **10.05** Ambiente. Reisen mit Ö1. „Europa erhören“ – musikalisch-literarische Ausflüge **11.03** Matinee live. Aus dem Großen Musikvereinssaal **13.00** Sonntagsjournal **13.10** gehört – gewusst. Das Ö1-Quiz. Promi-Runde für „Licht ins Dunkel“ **14.15** Menschenbilder. „Kunst von Innen“ – Angelica Bäumer **15.05** Apropos Oper. James Levine – 40 Jahre an der Met **16.00** Ex libris. U.a.: Michael Kumpfmüller: Die Herrlichkeit des Lebens **17.00** Journal um fünf **17.10** Die Ö1-Kinderuni. Wie könnten Mensch und Natur besser miteinander auskommen? **17.30** Spielräume. Die Filmmusiken der Eleni Karaindrou **18.00** Abendjournal **18.15** Moment am Sonntag. Im Nebel. Von getrübbten Sinnen und verstellter Sicht **19.05** Motive. „Drei Wege, ein Ziel“. Stefan Bauberger **19.30** Aus dem Konzertsaal live **21.30** Heimspiel **22.05** Contra. Kabarett und Kleinkunst. Knecht Rupprechts Töchter **22.30** matrix. Empfehlungen für den „elektronischen“ Weihnachtsbaum **23.03** Kunstradio – Radiokunst. Literatur als Radiokunst **0.05** Du holde Kunst **0.50** Die Ö1 Klassiknacht

6.00 FM4-Morning Show. Die humorvolle und intelligente Aufsteh-Hilfe **10.00** FM4-Sunny Side Up. Mit John Megill **13.00** Connected. Die Open-House-Show mit Live-Gästen **17.00** FM4-World Wide Show. Mit Gilles Peterson **19.00** FM4-Zimmerservice. Mit Martin Blumenau **21.00** FM4-Im Sumpf. Mit Fritz Ostermayer und Thomas Edlinger **0.00** FM4-Liquid Radio **1.00** FM4-Soundpark

Für die Kinder statt gegen die Mütter

Gerade wenn es um das von Vätervereinen vielbeschworene „Kindeswohl“ geht, kann eine künftige Lösung des Obsorge- und Karenzproblems in Patchwork-Familien nur funktionieren, wenn beide Elternteile ihre Pflichten wahrnehmen. *Foto: Corn*



Margit Schreiner

Schon die Bezeichnung Patchwork, also Flickwerk, erinnert an einen billigen Fleckerlteppich im Gegensatz zum echten Persianer der Ein- und Ewigkeitsehe! Bei Ersterer geht's (meist auch) um angeheiratete Kinder, bei der echten Ehe ums eigene Fleisch und Blut. Deshalb wollen die ganz echten Persianer seit neuestem auch für ihre Rechte am (eigenen) Kind kämpfen.

In der Realität sieht's allerdings meistens ganz anders aus. Das Problem im Alltag sind nicht die Rechte, sondern die Pflichten. Und um die Pflichten ist es gesamtgesellschaftlich schlecht bestellt. Vor Gericht geht es meist um Väter, die ihre Alimente nicht zahlen oder gleich ganz abtauchen. Ja, sagen die echten Persianer, erst nehmt ihr uns die Kinder, macht uns zu Ferienonkels und dann wollt ihr noch Fürsorge und Geld. Also wollen sie mehr Rechte, um dann auch leichter fürsorgen und zahlen zu können. Aber das Pferd wird hier von hinten aufgezäumt.

Laut Statistik Austria wurden im Jahr 2010 43,1 Prozent der Ehen geschieden. Von den insgesamt 19.574 „Scheidungsweisen“ waren 13.657 minderjährig. Nur 7,6 Prozent der Alleinerziehenden mit Kindern unter fünfzehn Jahren sind Väter. Wurden im Jahr 1985 noch 700.000 Familien mit mindestens einem Kind registriert, in denen die Eltern verheiratet waren, und nur 21.000 Lebensgemeinschaften, hat sich dieses Verhältnis geändert: 557.000 Ehepaare stehen 120.000 Lebensgemeinschaften gegenüber. Elternteile bringen immer häufiger Kinder aus früheren Beziehungen ein. 64.000 Patchworkfamilien gab es im Jahr 2009, das sind insgesamt fast zehn Prozent aller Paare mit Kindern.

Tatsache ist also, dass sich verschiedenste neue Formen des Zusammenlebens durchzusetzen beginnen. Tatsache ist aber auch, dass das Einzige, das sich dabei nicht geändert hat, die Rolle der Frau ist. Neue Familienformen hin oder her: Vier von fünf arbeitenden Müttern entscheiden sich für ein Teilzeitarbeitsmodell. Nur 3,5 Prozent der Väter nehmen die gesetzlich zugesicherte Babykarenz in Anspruch. – Woran liegt's? Am Geld und an der Karriere na-

türlich. Verdient ein Mann in Österreich durchschnittlich 2.009 Euro, so kommen Frauen auf einen Schnitt von nur 1.348 Euro. Laut Arbeiterkammer liegt ein Grund für diese Einkommensunterschiede an der höheren Teilzeitquote von Frauen. Teilzeit bedeutet aber fast immer Karriereknick. Hier beißt sich die Katze in den Schwanz. Wieso aber sollte der Elternteil, der bisher weniger in die Kinder investiert, auf einmal mehr Rechte bekommen?

Für mich klingt es daher wie ein Hohn, wenn z. B. ein Verein „Vaterverbot“ sich beschwert, dass Mütter jederzeit eine Einkommensüberprüfung des Vaters beantragen können: „Bei selbständig Erwerbstätigen kann eine Überprüfung tausend Euro kosten. Unabhängig vom Ergebnis sind die Kosten vom Vater zu tragen. Es gibt Mütter, die Väter erpressen, indem sie ihnen eine weitere kostenintensive Einkommensüberprüfung androhen.“

Mir kommen die Tränen. Haben die Männer auf einmal jedes Rechtsverständnis verloren? Wenn eine Einkommensüberprüfung nicht möglich wäre, würde die finanzielle Absicherung der Kinder fallen. Woher kommt diese merkwürdige Weinerlichkeit der neuen Väterbewegung? „Mütter können mit dem Kind in einen anderen Ort ziehen, das Kind aus seiner gewohnten Umgebung reißen und somit den Kontakt zum Vater unterbinden. Obwohl dies eine klare Gefährdung des Kindeswohls darstellt, führt dies zu keiner Übertragung der Obsorge.“

Abgesehen von der Gefährdung des „Kindeswohls“ durch den Verlust des Vaters. Sollen nun Mütter, die zu 87 Prozent die Kinder aufgezogen und erzogen haben, wenn sie zum Beispiel berufsbedingt umziehen müssen, nun ihre Kinder einem Vater überlassen, der nicht einmal Babyauszeit genommen hat, weil sie sonst die Obsorge verlieren? Die automatische Übertragung der Obsorge würde die Mutter an einen Ort binden.

„Unterhaltspflichtige Männer“, beklagt sich der Verein „Vaterver-

bot“ weiter, „die für ein weiteres Kind aus einer neuen Beziehung in Karenz gehen, können nur unter besonders berücksichtigungswürdigen Umständen die Herabsetzung des bisherigen Unterhalts bewirken. Männer werden während ihrer Karenz meist auf den Unterhalt ihres Arbeitseinkommens angespannt. Ein unterhaltspflichtiger Vater, der in Karenz geht, wird von den Gerichten finanziell ermordet. Erstaunlich, dass so wenige Väter in Karenz gehen?“

Unsere bürgerlichen Gesetze regeln das gesellschaftliche Zusammenleben. Sie haben Normcharakter und hinter ihnen steht eine Instanz, die diese Gesetze auch durchsetzt, was sie von nur ethischen Forderungen unterscheidet. Sie können nicht vom Ausnahmefall ausgehen.

Der Normfall ist keineswegs der Vater, der für ein weiteres Kind aus einer neuen Beziehung in Karenz gehen will, der Normfall ist, dass, wie gesagt, überhaupt nur 3,5 Prozent der österreichischen Männer von ihrem gesetzlich zugestanden Recht, in Kinderkarenz zu gehen, Gebrauch machen. In Schweden sind es immerhin 20 Prozent, in Island gar ein Drittel der Männer.

Die Gründe für die niedrige Kinderkarenzrate von Vätern liegen auf der Hand. Ein Mann, der ein Jahr aussetzt, muss um seine Karriere fürchten. Wie die Mütter übrigens auch, weshalb in Österreich 40 Prozent der Akademikerinnen kinderlos bleiben.

Bei diesen Zuständen gilt es meiner Meinung nach anzusetzen. Sollen nicht Rechte von Frauen abgebaut und Privilegien von Männern aufgebaut werden, muss die Lösung wohl in Zukunft bei beiden Elternteilen liegen. Das heißt, beide, nicht nur die Frauen, müssen entweder, wenn es wirklich um das, gerade von den Vätervereinen viel beschworene „Kindes-

wohl“ geht, den Kindern zuliebe einen Karriereknick in Kauf nehmen und/oder Unternehmen müssen ein bewusstes Karenzmangel betreiben und geringere und flexiblere Arbeitszeitmodelle für beide Elternteile anbieten, die ein ausgewogenes Familienleben führen wollen. – Vereinigt euch, Väter dieses Landes, und kämpft statt gegen die Mütter für Arbeitsbedingungen, die euch Zeit für eure Kinder lassen.

MARGIT SCHREINER, geb. 1953 in Linz, ist Schriftstellerin. Sie lebte in Tokio, Berlin, Italien und ist seit 2000 wieder in Österreich. Zuletzt erschien von ihr der Roman „Die Tiere von Paris“ (Schöffling-Verlag, 2011).



Dorothee Golz: „Kaffee verkehrt“, 2004.

Foto: Klaus Fritsch

HANS RAUSCHER

Faymanns neue Steueridee



Vor etwas über zwei Monaten wurde an dieser Stelle der Versuch unternommen, Kanzler Werner Faymanns Ankündigung nachzuerforschen, er wolle mit einer Vermögenssteuer die 80.000 Reichen in Österreich „erwischen“. Die neueste Besteuerungs-idee des Kanzlers und SPÖ-Vorsitzenden hingegen würde jeden treffen, ob er nun reich ist oder ziemlich wohlhabend oder gerade noch. Er muss nur eine Immobilie besitzen, die nicht sein Hauptwohnsitz ist.

Faymann will eine Immobilien-Transaktionssteuer auf Verkäufe von Grundstücken, Eigentumswohnungen, Einfamilienhäusern etc., die sich in privatem Besitz befinden. Dieses Eigentum war bisher von der Besteuerung beim Verkauf ausgenommen, solange es a) als Hauptwohnsitz selbst genutzt oder b) zehn Jahre lang behalten wurde.

Diese zehnjährige Frist wurde seinerzeit eingeführt, um rasche, spekulative An- und Verkäufe zu erschweren. Man wollte aber wohl auch privaten Vermögensaufbau (Altersvorsorge) begünstigen.

Diesen praktisch letzten Weg eines privaten Eigentumsaufbaus ohne Zugriff des Staates will die SPÖ nun offenbar verbauen. Denn diese Zehnjahresfrist soll nun nach den Vorstellungen von Faymann und der SPÖ fallen. Hauptwohnsitze sollen weiterhin steuerfrei bleiben, sonstiges Immobilienvermögen aber wie etwa ein Wochenendhaus und/oder eine Eigentumswohnung für die Kinder (oder eine vermietete Eigentumswohnung) unterliegen dann der Besteuerung beim Verkauf.

Damit wären die vielen, vielen Bürger, die in jüngster Zeit angesichts der Finanzkrise nach dem Motto „Grundbuch statt Sparsbuch“ Eigentumswohnungen gekauft haben, massiv betroffen.

Faymann will aus dieser Steuer 700 Millionen pro Jahr erzielen. Wie kommt er darauf? Das kann man so genau noch nicht sagen, erklärt sein Pressesprecher Nedeljko Bilalic, denn es gebe noch Variablen. Zum Beispiel den Steuersatz – man denkt an 25 Prozent des Veräußerungsgewinnns wie beim Verkauf von Aktien (wobei dann die Frage ist, wie der Anschaffungspreis in die Berechnung einbezogen wird – inflationsbereinigt?). Außerdem, so Bilalic, hänge das davon ab, wann der Stichtag angesetzt werde: „zehn, fünf, drei Jahre zurück“.

Hier wird es etwas kryptisch, denn das hieße ja eine rückwirkende Besteuerung. Bilalic ist kein Steuerexperte und referiert, was man ihm aus SP-nahen Expertenkreisen gesagt hat. Unabhängige Steuerberater können sich vorstellen, dass beabsichtigt sei, dem entsprechenden Gesetz-fassungsrang zu geben, um hier Anfechtungen vorzubeugen.

Auf jeden Fall besteht hier allergrößter Klärungsbedarf; auch für die ÖVP, deren Kernklientel – der Mittelstand – hauptbetroffen wäre. Das Wirtschaftsforschungsinstitut wäre übrigens für eine Anhebung der Grundsteuer, die bis zu einer Milliarde jährlich bringen könnte. Das wäre dann allerdings wirklich eine Art Massensteuer, und solche werden von der SPÖ abgelehnt. Eine Wertzuwachssteuer auf private Immobilien entspricht da eher der Fixierung auf tatsächliche oder angebliche „Verteilungsgerechtigkeit“ bei SPÖ und Grünen.

hans.rauscher@derStandard.at



Cartoon: Rudi Klein (www.kleinteile.at)

EINSTIEGUMSTIEGAUFSTIEG



Thomas Litschauer zeichnet ab sofort für den neuen Vertriebsweg „Bankenvertrieb und -kooperationen“ bei der **Helvetia Versicherung** verantwortlich. Vor seinem Wechsel zu Helvetia war er als Geschäftsführer der Generali Finanz Service GmbH tätig.



Die **Fachhochschule Wiener Neustadt** hat eine neue Leitung Marketing und Corporate Communications. **Margareta Seiser** hat mit November diese Position übernommen. Zuletzt war sie als Head of Marketing und PR für die SCS und das Donau Zentrum verantwortlich.



Die **Telekom Austria Group** hat den bisherigen Leiter des Group-Controlling zum neuen Finanzvorstand der serbischen Tochterfirma Vip mobile ernannt: **Andreas Graf** hat nun diese Verantwortung und führt ein Team von rund 70 Personen.



Beatrix Praeceptor (44) ist nun als Procurement Director **Mondi Europe & International** tätig. In den vergangenen zehn Jahren hat sie zahlreiche Supply-Chain-Management-Aufgaben bei Lafarge Perlmooser auf nationaler und internationaler Ebene ausgeübt.



Gabriele Schalleger (39) übernimmt zum 1. Januar die Position des Finance-Director bei Mondi Kraft Paper. Vor ihrem Wechsel zu Mondi sammelte sie über zehn Jahre umfangreiche Erfahrungen im Finanzbereich bei Unternehmen im In- und Ausland wie Orkla Foods, Baxter und Arthur Anderson.



Die gebürtige Niederländerin **Moenie van der Kleyn** ist neue Studiengangsleiterin des Studiengangs „Hebammen“ an der **FH Joanneum Graz**. Sie hat ihre Hebammenausbildung in Rotterdam absolviert und ist seit 1991 als Hebamme in Österreich tätig.



Die **Gaulhofer**-Gruppe hat **Trix Wimmer** (35) zur neuen Leiterin des Human-Ressource-Managements bestellt. Die Absolventin der Karl-Franzens-Universität Graz, Fachgebiet Psychologie, hat davor die Personalentwicklung bei STIA Holzindustrie geleitet.



Katarzyna Kompowska (48), die seit 1992 bei **Coface** als Country-Managerin für Polen und als Cluster-Managerin für die Baltischen Staaten zuständig ist, wird ab 1. Jänner für die gesamte Plattform Zentraleuropa mit insgesamt 13 Länder verantwortlich zeichnen.

Top-Manager optimistisch

Neuwaldegg-Umfrage: Keine Panik vor 2012

Österreichs Unternehmen lassen sich trotz starker Turbulenzen am globalen Finanzmarkt und im Euroraum nicht die gute Laune verderben, so das Ergebnis einer Konjunkturbarometer-Umfrage, die die Beratergruppe Neuwaldegg Ende November durchgeführt hat. Nur 39 Prozent der befragten Manager rechnen 2012 mit einer volatilen Wirtschaftsentwicklung – 38 Prozent erwarten sogar ein stabiles, jedoch niedriges Wachstum. Julia Culen, geschäftsführende Gesellschafterin der Beratergruppe Neuwaldegg, ist erstaunt über dieses Ergebnis. Sie sieht in der optimistischen Haltung der befragten Top-Manager eine „Neuinterpretation der Krise“. „Die Hoffnung auf eine positive Entwicklung verstärkt diesen betonten Zweckoptimismus – eine häufig auftretende Reaktion auf bevorstehende schwierige Zeiten.“ Gleichzeitig seien die Unternehmen schon krisenerprobt und würden nicht mehr so panisch reagieren. (red)

www.neuwaldegg.at

Der ganze Mensch und die Summe seiner Job-Biografien

Christian Muhrs Arbeitsbiografie schlägt für Außenstehende kräftige Haken. Der studierte Architekt und ausgebildete Multimediadesigner lässt sich gerade zum Kindergartenpädagogen umschulen.

Heidi Aichinger

„Mein Immunsystem kann so schnell nichts mehr erschüttern“, lacht Christian Muhr. Seit September lässt er sich über das Arbeitsmarktservice (AMS) zum Kindergartenpädagogen umschulen. Fünf Semester wird die Ausbildung am Kolleg für Elementarpädagogik dauern. Das erste Jahr, sagt Muhr, wird vom AMS finanziert. „Ab dem zweiten Jahr wirst du von der Stadt Wien übernommen und dort angestellt – ab dem dritten Semester wird die Ausbildung berufsbegleitend absolviert“, so Muhr weiter. Und: Er ist sicher, eine sehr gute Entscheidung für sich getroffen zu haben.

Den Weg dorthin würden die meisten nicht unbedingt als stringent bezeichnen. Der heute 39-Jährige hat ein abgeschlossenes Architekturstudium und ist ausgebildeter Multimediadesigner. Das Architekturstudium, schaut Muhr zurück, sei eigentlich von Beginn an ein Kompromiss gewesen. Er dachte wohl, dass es eine gute Mischung aus Kreativität und dem sogenannten „Soliden“ sei, rekapituliert er.

Er habe relativ rasch studiert, auch bald einen Blick in die Praxis geworfen – die letzten zwei Studienjahre habe er 25 Stunden in einem Architekturbüro gearbeitet und sich mehr oder weniger mit der Hoffnung getragen, dass der Alltag in der Architektur vielleicht doch mehr kreatives Potenzial von ihm fordern werde. Zwei Jahren nach Abschluss des Studiums war aber klar, dass sich dieser Wunsch für ihn nicht erfüllen wird. „Ich bin für diese Branche einfach auch zu harmoniesüchtig“, lacht er heute. Drei Jahre habe danach die Ausbildung zum Multimediadesigner

Patchwork Berufs-Biografie: Christian Muhr lässt sich zum zweiten Mal umschulen.

Foto: privat



gedauert, vier Jahre habe er in einer Agentur gearbeitet. Auch dieser Job hatte ein eindeutiges Ablaufdatum: „Ich war wie in einem Korsett. Man steckt in einem Rädchen drinnen und kann mitlaufen oder auch nicht.“ Muhr beschloss auszusteigen.

Alles besser

„Ich saß nur vor dem Bildschirm. Und auch im Büro fand kein sozialer Austausch mehr statt, weil alle unter enormem Produktionsdruck standen“, sagt er. Es war zunehmend frustrierend, sich selbst und auch anderen Menschen dabei zuzusehen, wie man langsam immer ausgelaugter wird.

Auch das sei ein Grund gewesen, sich für die Ausbildung zum Kindergartenpädagogen zu entscheiden, sagt er heute. „Die Kinder sollen es später besser oder anders als wir in unserer Generation machen. Dafür muss man heute schon die Grundsteine legen. Vieles hat mit Ethik und auch mit Menschlichkeit zu tun. Und ich sehe das als Aufga-

be, die ich vielleicht ganz gut erfüllen kann“, sagt Muhr.

In seiner Ausbildungsgruppe sind von insgesamt 32 Personen im Alter von 21 bis 54 Jahren fünf Männer, vom Zivildienster bis hin zum ehemaligen Versicherungsvertreter. „Wir sind für die Kinder meist die totalen Exoten“, sagt Muhr. „Sie nehmen es aber, wie ich finde, dankbar an, dass es auch Männer gibt, die sich mit ihnen beschäftigen“, sagt er.

Die Beschäftigung mit und Förderung von Kindern sei etwas Lebendiges. Abends denke er über die guten Dinge nach, die passiert seien. Das sei jahrelang nicht so gewesen. Jetzt sei er wieder in Bewegung. „Die Kinder halten mir einen Spiegel vor. Sie rütteln und kratzen an meinem Hang zum Perfektionismus, den ich im Büro sehr gut ausleben konnte“, lacht er. Sie führen ihm einfach jeden Tag erneut vor Augen, was im Leben wichtig ist. Und Geld ist es bei ihm nicht, sagt Muhr.

Gerade jetzt in der beruflichen Transitionsphase sei der finanzielle Rückschritt enorm. Muhr: „Das war mir bewusst. Aber ganz ehrlich: Ich habe darauf gepfiffen.“



ASSISTENZ GESCHÄFTSFÜHRUNG

m/w, Immobilien - International

Unser Kunde, einer der führenden Immobilienentwickler und –eigentümer mit Standort Wien (Nähe Zentrum) sucht Verstärkung für die Assistenz der Geschäftsführung.

In dieser verantwortungsvollen Position unterstützen und entlasten Sie die Geschäftsführung. Dieser sehr interessante Aufgabenbereich beinhaltet u.a. die Abwicklung von Sonderprojekten, Researchtätigkeiten und Wirtschaftlichkeitsanalysen.

Sie haben eine immobilienpezifische (FH/Kolleg) oder betriebswirtschaftliche Ausbildung absolviert und hervorragende Kenntnisse im Bereich Kostenrechnung/Controlling. Berufserfahrung (auch in Form von Praktika / optimalerweise in der Immobilienbranche) sowie exzellente MS-Office- und zeitgemäße Englisch-Kenntnisse runden Ihr Profil ab. Persönlich überzeugen Sie durch hohes Engagement, strukturierte Arbeitsweise, Belastbarkeit, Flexibilität, Loyalität und Teamfähigkeit.

Die Entlohnung orientiert sich am relevanten KV. Wenn Sie Interesse an einer herausfordernden Tätigkeit und der Mitarbeit in einem jungen, engagierten Team haben, senden Sie bitte Ihre aussagekräftige Bewerbung an Michael Ludwig per E-Mail mlu@brennercompany.eu unter der KennNr. 1209/11.

Brenner&Company
INTERNATIONAL MANAGEMENT CONSULTING

A-1030 Wien, Reisnerstr. 40, Telefon +43 (1) 22 888 22, www.brennercompany.eu

Teilzeitassistenz (m/w)

Führendes Personalberatungsunternehmen

Als eines der führenden Executive Search Unternehmen in Österreich mit Partnerbüros in mehr als 30 Ländern weltweit arbeiten wir mit den Vorstandsdirektoren und Personalchefs vieler internationaler Konzerne zusammen. Unseren Nachwuchskräften bieten wir sehr gute Weiterentwicklungsmöglichkeiten. Derzeit erweitern wir unser Team in Wien und suchen einen Mitarbeiter (m/w) für bis zu 25h/Woche.

Sie unterstützen engagiert und verlässlich unser Office Management und unseren Empfang und arbeiten in Daten- und Kundenmanagement mit. Dank unserer flachen Hierarchien und flexiblen Strukturen haben Sie die Möglichkeit, Erfahrung in einem breiten Aufgabenspektrum zu sammeln und unsere Branche Schritt für Schritt kennenzulernen.

Sie bringen erste Berufserfahrung mit und konnten (zumindest im Rahmen von Praktika) bereits ein bis mehrere Wirtschaftsbetriebe kennenlernen. Genauigkeit, Eigeninitiative und ein gepflegtes Auftreten sowie gute Umgangsformen und hohe Eigenmotivation setzen wir voraus. Ebenso verfügen Sie über fortgeschrittene MS-Office Kenntnisse und gutes Englisch in Wort und Schrift. Weitere Sprachkenntnisse sind von Vorteil.

Bitte senden Sie Ihre Bewerbungsunterlagen mit Foto an Frau Dr. Julia Zdrahal-Urbanek, die Ihnen unter der DW 50 gerne für Fragen zur Verfügung steht.

DR RANTASA
C o n s u l t i n g

1010 Wien, Gonzagagasse 16/19a, Tel: (01) 22 888 00, Fax: DW 80, v.flores@rantasa-consulting.at, www.rantasa-consulting.at

Weg vom „Defizitmodell Alter“

Generationenmanagement in Organisationen wird heute als Chance wahrgenommen. Immerhin. Die Schlüssel seien die Erhaltung der Arbeitsfähigkeit und eine altersneutrale Kultur des Lernens in Unternehmen.

Heidi Aichinger

Zwar werde über das Thema Generationenmanagement dieser Tage öfter diskutiert, über die Auswirkungen, wenn dieses in Organisationen nicht aktiv gelenkt wird, aber weniger, sagt Barbara Covarrubias Venegas vom Institute of Human Resource and Knowledge Management der FHWien-Studiengänge der WKW. In dem Beitrag „Age Diversity in the Workplace“, der in Kürze in dem Sammelband *Diversity is Reality. Effective Leadership of Diverse Teams in a Global Environment* erscheinen wird, macht Covarrubias Venegas ebenso auf die einseitige Sicht auf das Thema der Generationen in Organisationen aufmerksam.

Zum einen seien nach wie vor die allermeisten Personalstrategien noch darauf ausgerichtet möglichst viele Junge an Bord zu holen und dabei weniger Augenmerk auf das Halten älterer Arbeitnehmer im Unternehmen zu legen. Positionen werden häufig nicht mehr nachbesetzt, als Folge geht wertvolles Wissen verloren. Zum anderen werden den Älteren meist auch keine rasend attraktiven Karrierechancen abseits einer Hierarchie angeboten. Mangelnde berufliche Perspektiven seien aber auch wenig motivierende Ausgangssituationen für jeden Jungen ...

Vorurteile verhindern Neues

Diese Liste könnte man in diesem Tenor weiterführen. Letztlich führt die Erkenntnis meist zu folgendem Punkt: In noch nicht genug Unternehmen wurde eine gute und auf zukünftige unternehmerische Ziele ausgerichtete Balance in Sachen Generationenmanagement gefunden.

Warum nicht? Den Hauptgrund orten Experten darin, dass das



B. Covarrubias Venegas,
FHWien-Studiengänge der WKW.

Fotos: FHWien, iStockphoto

Thema der gelebten Diversität – ganz allgemein – noch nicht den Boden der Realität erreicht hat und man sie sich bis dato mehr oder weniger ohne besonders weitreichende Konsequenzen verordnet hat. Eine Schwierigkeit, die einer entsprechenden darunterliegenden kulturellen Veränderung oft im Wege steht, sagt auch Covarrubias Venegas, ist die Festgefahrenheit von stereotypen Vorstellungen – so etwa, dass Ältere lernresistent oder öfter krank seien –, die allesamt wissenschaftlich widerlegt sind.

„Der Schlüssel ist und bleibt die Arbeitsfähigkeit“, sagt Covarrubias Venegas, „und diese ist nur über Bildung bzw. berufliche Weiterbildung zu erreichen.“ Das gelte für ältere wie für junge Arbeitnehmer gleichermaßen. Zentral sei deshalb eine altersneutrale Kultur des Lernens mittels einer partizipatorischen Einbindung aller Beteiligten in der Organisation. Dafür müsse zunächst erhoben

werden, über welches Wissen die entsprechende Organisation überhaupt verfügt und was genau sie damit anfangen möchte, sprich: eine möglichst klare Definition unternehmerischer Ziele, in die dann eine Personalstrategie implementiert werden kann, so Covarrubias Venegas weiter.

Nicht Strafe, sondern Chance

Weit verbreitet scheint die Ansicht nicht zu weniger Unternehmenslenker zu sein, dass sich Generationen samt ihrem Wissen effizient und effektiv in Organisationen selbst managen. Zwar habe es in der jüngsten Vergangenheit, so Covarrubias Venegas im vorne genannten Beitrag, verstärkt Forschungsaktivitäten zum Thema der älteren Arbeitnehmer gegeben, die Forschung am Feld des „Multi-Generationen-Arbeitsplatzes“ stecke aber sinngemäß noch in den Kinderschuhen.

Mittlerweile sei man zumindest so weit, die Unterschiede in den Altersstrukturen in Organisationen nicht als „Strafe“, sondern als Chance wahrzunehmen. Rašticová, M. et.al. (Hrsg.): „Diversity is Reality. Effective Leadership of Diverse Teams in a Global Environment“. Brno: CERM (2011). ISBN 978-80-7204-775-8



WOLFGANG MAYRHOFER

Meinungsallergie

Bruno Kreisky hat mein Leben ruiniert. Oder jedenfalls fast. Nein, nicht – so wie Sie als kundige Leser vielleicht denken – durch extensive (!) Schuldenpolitik oder den Ausbau (!) der Universitäten. Sondern: Er war der, ja fast *die* Meinung. Kabarettisten hatten in den 1970ern ihre Freude an den in ungeheurer Vielfalt gebrummelten „Ich bin der Meinung“-Satzöffnungen. Damit hat er allerdings auch die Basis für meine Meinungsallergie gelegt.

Voll ausgebrochen ist diese dann durch meine Erfahrungen als Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler. Prototypisch: die Vorstellung unseres Buches *macht?erfolg?reich?glücklich?*. Mit einem Hauch Ironie und solidem methodisch-theoretischem Handwerkszeug nehmen die Beiträge gängige Karrieremythen aufs Korn und kontrastieren diese mit empirischen Befunden und theoretischen Argumenten. Das Buch macht neugierig, und bei seiner Vorstellung an der Wirtschaftsuniversität ist der Hörsaal gut gefüllt. Das Publikum lauscht unseren Vorträgen zu ein paar Highlights höflich-wohlwollend und leistet der Einladung zu Fragen gerne Folge. Irgendwann kommt er dann wie das Amen im Gebet: der Killer-Einwand. Jemand erzählt, dass es bei ihm anders war und er auch jemanden kennt, bei dem es ebenfalls anders ist. Daher kann das Vorgetragene eigentlich nicht stimmen. Unvermeidlich und erschütternd auch: Viele im Publikum nicken und zeigen nonverbal, wie sehr ihnen damit aus dem Herzen gesprochen ist.

Häh? Ist eigentlich klar, was da abläuft? Theoretisch und empirisch nach den gängigen Regeln der Wissenschaftskunst sauber argumentierte Darstellungen passen nicht mit der eigenen Meinung und/oder der subjektiven Erfahrung überein, und weil wir

ja alle unsere Meinung zu fast allem haben, wird mit Bezug auf dieses persönliche Universum ungeniert die eigene Meinung auf das Podest gehievt und erfährt allgemeine Zustimmung. Nichts gegen Kritik, Anreicherung und alternative Sichtweisen – sie sind unabdingbar für einen fruchtbaren Diskurs. Aber alles gegen die persönliche Meinung, die selbstbewusst mit Bezug auf die persönlichen Sinnwelten gleichgewichtig den harten theoretischen und empirischen Befunden gegenübergestellt wird. Wissenschaft ist Gott sei Dank nicht für Glück, Zufriedenheit und Sinnerfüllung zuständig – aber für einen rationaleren Diskurs über die wissenschaftlicher Erkenntnis zugänglichen Teile unserer Realität jenseits der Meinungsabsonderung allemal.

Reden über Karriere ist für Meinungsabsonderung besonders anfällig. Jeder kann was zu Personalfragen und Karriere sagen und tut das auch. Diese Kolumne – sie erfährt heute einen vorläufigen Schlusspunkt – sollte einen Kontrapunkt setzen. Sie wollte den Karrierediskurs anreichern durch den Bezug auf „gesichertes Wissen“ aus der Karrieretheorie und -empirie. Wenn sie damit enttäuscht hat, sind auch wir mehr als zufrieden.

Ende der Serie

WOLFGANG MAYRHOFER ist Professor für Betriebswirtschaftslehre an der Interdisziplinären Abteilung für Verhaltenswissenschaftlich Orientiertes Management (WU Wien).



wolfgang.mayrhofer@wu.ac.at

Die Ergebnisse basieren auf Arbeiten im Vienna Career Panel Project, einer Arbeitsgruppe an der WU Wien zur Karriereforschung: www.vicapp.at



IBG
Innovatives Betriebliches Gesundheitsmanagement

ArbeitsmedizinerIn gesucht

Unser Profil

IBG ist eines der größten Service- und Beratungsunternehmen im Bereich betriebliches Gesundheits- und Sicherheitsmanagement. Derzeit sind über 70 Ärztinnen und Ärzte im Dienste von IBG in 4 Arbeitsmedizinischen Zentren und Betriebsambulanzen für mehr als 315 Betriebe in Österreich tätig. Zu unseren Kunden gehören Unternehmen sämtlicher Branchen und Betriebsgrößen im öffentlichen und privatwirtschaftlichen Bereich.

Unser ganzheitliches Betreuungs- und Leistungskonzept umfasst alle Bereiche des betrieblichen Gesundheitsmanagements: medizinische Betreuung, Notfallmanagement, Präventivmedizin, Gesundheitsförderung, Sicherheitstechnik, Ergonomie, Arbeitspsychologie und Unternehmensberatung. Langjährige Erfahrung, wissenschaftlich fundiertes Know-how und laufende Qualitätssicherung sind die Basis unserer Kompetenz.

Region
Wien

Beginn
ab sofort

Es erwartet Sie

- Leistungsgerechte Entlohnung
- Flexible Zeiteinteilung
- Keine Nacht- und Wochenenddienste
- Zusammenarbeit mit einem interdisziplinären Team
- Regelmäßige interne Fortbildungen
- Administrativer Support durch eigenes Office

Ihr Anforderungsprofil

- Abgeschlossene arbeitsmedizinische Ausbildung
- Ermächtigungen von Vorteil, aber nicht Bedingung
- Soziale Kompetenz und Teamfähigkeit

Kontakt

Bewerbung mit Lebenslauf per E-Mail erbeten an:
Dr. Margarete Steinlesberger,
Ärztliche Leitung Wien, office@ibg.co.at

www.ibg.co.at

ZIB
ZIB Training - Zukunft in Bewegung

ZIB Training ist ein innovatives Bildungsinstitut und führt Schulungen und Kurse im Auftrag des AMS in Niederösterreich, Wien und dem Burgenland durch. Zur Erweiterung unseres Teams suchen wir ab sofort

TrainerInnen für Niederösterreich

Ihr Anforderungsprofil:

- abgeschlossenes Studium z.B. Psychologie, Pädagogik, Sozialarbeit, Lehramt, Lebens- und SozialberaterIn, oder Ähnliches
- mehrjährige Trainingserfahrung (Projektabhängig ist Trainingserfahrung mit Frauen erforderlich)
- Höchstmaß an sozialer Kompetenz
- dienstleistungsorientiertes Auftreten

Ihr Aufgabengebiet:

- Durchführung von Trainings/Workshops und Einzelcoaching, sowie die damit verbundene Dokumentation

Wir bieten:

- ein Angestelltenverhältnis gemäß BABE Kollektivvertrag
- einen selbstständigen, herausfordernden Tätigkeitsbereich
- ein angenehmes Arbeitsklima in einem motivierten TrainerInnen-Team
- Fortbildungen innerhalb der ZIB Akademie

Wenn Sie diese Herausforderung annehmen möchten, freuen wir uns auf Ihre aussagekräftige Bewerbung mit Foto vorzugsweise per Email an jobs@zib-training.at, Frau Mag. Steindl, **3100 St. Pölten, Bräuhausgasse 3/3/1, Tel: 02742/21311-15.**

fokus
IMMOBILIEN - LIVING - WIRTSCHAFT

MEDIABERATER (m/w)

Wir suchen Verstärkung im Verkauf!

Österreichs innovatives **Magazin für Immobilien, Living und Wirtschaft** bietet in der Verkaufsabteilung eine interessante und herausfordernde Tätigkeit. Erfahrung im Anzeigenverkauf wäre wünschenswert.

Es erwartet Sie ein leistungsbezogenes Gehaltspaket, bestehend aus Fixum und Provision, sowie ein kooperatives Team, das Sie unterstützt.

WIR FREUEN UNS ÜBER IHRE AUSSAGEKRÄFTIGE BEWERBUNG PER MAIL!

ÖWG Werbeagentur und Verlags GmbH,
1140 Wien, Bergmillergasse 5/Stiege 2/DG,
z. Hd. Frau Ingeborg Zauner, i.zauner@fokus-media.at

KARRIERENSTANDARD

Achtung: geänderter Anzeigenschluss

Erscheinungstag: Sa./So./Mo. 24./25./26. 12. 2011
Anzeigenschluss: Do. 22. 12. 2011, 16.00 Uhr

Kontakt/Informationen:
Sonja Schneider-Neumann
Tel: 01/531 70-291
karrieren@derStandard.at

derStandard.at/Karriere



Interview Wider die Gefälligkeit: Der streitbare deutsche Kulturphilosoph Norbert Bolz vermisst bei vielen die Freiheit im Denken. **S. A 3**

Architektur Vom Braodway zum Radweg: Wie New York City nach und nach ergrünt. **S. A 4**

Kunstmarkt Fälschungen beschäftigen den internationalen Kunstmarkt mehr als je zuvor. **S. A 5**

Reise Hier kommt Kunst von Gönnern: In Basel gibt es eine lange Traditon des Mäzenatentums. **S. A 7**

Spiele Dynamik, Coolness und ein glücklicher Pechvogel auf dem Schachturnier in London. **S. A 8**

Bücher I Mauerbau, Familienzerfall: Julia Franck erzählt faszinierend von Ostberliner Unfreiheit. **S. A 10**

Bücher II Der Teufel im Engelsge- wand: Margaux Fragoso erzählt die Geschichte ihrer Kindheit. **S. A 10**

Bücher III Als die Bürger das Han- deln erlernten: Ronald Pohl über die neuen Bücher von Jürgen Habermas und Colin Crouch. **S. A 11**

Ich frage mich Der Schriftsteller Christoph Brändle fragt sich zum Int. Tag der Migranten: Warum lassen wir Menschen ertrinken? **S. A 12**



Auch im Film „Lieber Frankie“ (2004) geht es um eine Mutter, die jeglichen Kontakt zwischen Vater und Sohn unterbindet.

Foto: ORF

Der traumatische Kreidekreis

Die zwischen Vätern und Kindern praktizierte Apartheid, formuliert es der Schriftsteller **Raoul Schrott**, ist wohl das größte Skandalon unserer Gesellschaft. Ein Plädoyer gegen rechtlose Väter.

Auf einem Gruppenfoto würden sich die rechtlosen Väter, mit denen ich während der Recherche zu meinem Roman *Das Schweigen der Kind* gesprochen habe, in einem ähneln: Sie sind alle im besten Alter, machen aber eine unglückliche Figur. Niemand hat ihnen abgesprochen, gute Väter zu sein, doch die Ohnmacht, ihre Kinder kaum sehen zu dürfen, lässt sie etwas linkisch erscheinen – vielleicht weil Opferrollen schlecht zum gängigen Männerbild passen.

Wo viele Männer vor der Verantwortung flüchten, weil das ihr Leben auf den Kopf stellen würde, haben sie sich vollherzig zur Vaterschaft bekannt – nur um darauf die Trennung von ihren Kindern durchsetzen zu müssen. Dieser doppelte existenzielle Rollenwechsel hat ihnen oft den Boden

unter den Füßen weggezogen. Dass sie dennoch weiter für ihre Kinder kämpfen, ist kein Zeichen von sturem Beharren. „Mit dem Vater-Sein“, sagt Gregor W., „habe ich zuerst die Gewissheit verbunden, mich ohne Zögern vor einen Bus zu werfen, um mein Kind zu retten.“ So und ähnlich haben alle Väter vom erlebten Gefühl der Selbstlosigkeit gesprochen, um die Trennung von ihren Kindern dann mit einer Art seelischer Euthanasie zu vergleichen.

Vaterliebe ist nicht weniger intensiv als Mutterliebe: weshalb sie dann per Gerichtsbeschluss unterbinden? Der Mensch hat nicht allzu viele gute Eigenschaften: warum dann diese Vaterliebe per Amtsweg kastrieren? Eine Gesellschaft muss sich daran messen lassen, wie sehr sie sich um ihre Kinder kümmert. Dass bei uns der Umgang zwischen Vätern und Kindern – im besten Fall! – auf ein paar Tage im Monat reduziert wird, ist so widersinnig, wie es die Rassentrennung einmal war. Letztlich leben wir doch in unseren Kindern weiter – weshalb wir ihnen das mitzugeben versuchen, was uns an Gutem ausmacht.

Die zwischen Vätern und Kindern praktizierte Apartheid, stellt wohl das größte Skandalon unserer wohlständigen Gesellschaft

dar. Die erste Barbarei ist dabei, dass Müttern wie Vätern nicht automatisch das gemeinsame Sorgerecht zugesprochen wird. Die zweite Barbarei, dass den Vätern selbst ein einmal zugestandenes Sorgerecht jederzeit – und ohne Angabe von Gründen! – entzogen werden kann. Das ist dem Gesetzgeber anzulasten; den Gerichten jedoch ist eine dritte Barbarei vorzuwerfen: dass sie ihren Ermessensspielraum nicht ausnützen, um diese Diskriminierung mit dem Besuchsrecht wenigstens etwas zu kompensieren. Lassen Sie mich ein paar Beispiele und Gründe dafür aufzählen:

Konrad T., Geigenbauer; seine Lebensgefährtin Zahnärztin; die Beziehung zwischen ihnen leidenschaftlich, doch stets so prekär, dass ihnen ein gemeinsames Kind der Schlusstein schien, der den Bogen ihrer Beziehung endlich tragfähig machen könnte. Jahre vergeblicher Schwangerschaftsversuche, bei der sie sich das Einverständnis zu einem gemeinsamen Sorgerecht durch notariell vereinbarte Alimente abkaufen ließ. Das Kind kaum auf der Welt, wird Konrad vor die Tür gesetzt; er versteht erst da, dass die Frau trotz des altersbedingt hohen Schwangerschaftsrisikos (sie ist 45) auf ein Kind gedrängt hat, weil

sie sich davon eine bedingungslosere Liebe verspricht als jene zwischen Erwachsenen. Konrad wird nun zum Konkurrenten um die Kindesliebe. Obwohl er seinen Beruf zu Hause ausübt und seine Arbeitszeiten flexibler sind als die der Mutter, darf er das Kind nur noch zwei Stunden in der Woche sehen; seine bisherigen Betreuungszeiten werden von Babysittern übernommen.

Damit ihr Konrad nicht mehr lästig fällt, stellt die Mutter ihren Antrag auf Aufhebung des gemeinsamen Sorgerechts. Unstimmigkeiten über Erziehungsziele hat es nie gegeben; es geht der Mutter darum, das Leben des Kindes allein bestimmen zu können. So instrumentalisiert sie zusätzlich zu ihrem Kind auch ein ganzes Gerichtsverfahren. In den zwei Jahren bis zur ersten und einzigen Anhörung vor Gericht gilt die bis dahin bestehende gemeinsame Obsorge dem Jugendamt, dem Gutachter und dem Gericht nicht mehr als ein leeres Blatt Papier. Sie wird nicht einmal als moralische Verpflichtung gewertet; dass die Kindsmutter gezielt dagegen verstößt, wird von keiner der Stellen kommentiert. Es hätte ein

Gerichtsverfahren, dessen Ausgang von vornherein feststeht, unnötig kompliziert.

Dem gerichtlich bestellten Gutachter genügt je eine Gesprächsstunde mit dem Elternteil, ohne auf die Motive und die psychische Disposition der Mutter einzugehen. In seinem Bericht gesteht er Konrad dieselbe Befähigung zur Kindeserziehung zu wie der Mutter; in Berufung auf die gängige Rechtsprechung und Fachliteratur von 1977 hält er einen Tag Vaterzeit im Monat (!) für ein dreijähriges Kind für ausreichend.

Der Richter wiederum erledigt das Verfahren ohne weitere Verhandlung, indem er sich allein auf das Gutachten stützt, um anzumerken, dass „die rein biologische Tatsache der Vaterschaft keine automatische Erziehungsberechtigung zur Folge hat“ und die österreichische Judikatur Kindern im Regelfall ihren Müttern zuweist. Worauf jeder Rechtsanwalt hinzufügen wird, dass allenfalls eine sich prostituierende oder rauschgiftsüchtige Mutter Anlass wäre, dem Vater die Obsorge zuzusprechen. Dieses Fallbeispiel ist exemplarisch für

► Fortsetzung auf Seite A 2



▷ Fortsetzung von Seite A 1
viele Problematiken. Der Kinderpsychologe etwa stimmt sein Gutachten in vorauseilendem Gehorsam bereits auf die Gesetzgebung ab. Statt unabhängig seine psychologische Erkenntnis der individuellen Situation zu präsentieren, wird sie der Judikatur an- und eingepasst: so wird ein menschlicher Einzelfall zum amtlichen Regelfall.

Die Gerichte sind überlastet, weshalb die Familienpflegschaftsstellen gerne mit Jungrichtern besetzt werden. Die bringen jedoch weder die nötige Ausbildung noch Erfahrung mit, wodurch ihre Überforderung leicht in Desinteresse umschlägt. Je schematischer das Verfahren, desto schneller können sie sich aus der Affäre ziehen. Es gäbe zwar einige, neue Bahnen brechende Judikaturen, auf die sie sich berufen könnten. Doch da sie die Ausnahme bilden und Richter meist wenig Lust haben, ihre Beschlüsse im Rekursweg aufgehoben zu sehen, halten sie sich lieber stumpf an den Regelfall.

Richter und Gutachter mutieren dabei zu gegenseitigen Erfüllungsgehilfen. Jede Regelung orientiert sich so am niedrigstmöglichen Niveau, salomonische Lösungen kommen gar nicht erst auf. „Was war ich naïv“, meint Dietmar U. „Es war jedem klar, dass mich die Mutter deshalb vom Kind fernhalten wollte, weil ich ein guter Vater war. Deshalb hoffte ich auf ein alleiniges Sorgerecht mit geringeren Besuchzeiten – während man der Mutter in weit größerem Umfang ein Besuchsrecht einräumen hätte können, bei dem sie ohnehin faktisch das Sorgerecht ausgeübt hätte. So wäre keiner benachteiligt worden.“

Stattdessen darf er mit seinem Kind nicht zum Arzt gehen, ohne Voranmeldung keinen Sonntagsausflug über die Grenze unternehmen, hat er weder Einfluss auf die Wahl des Kindergartens noch in einer Sprechstunde der Schule etwas verloren. Dazu gibt die Mutter die halbe Zeit vor, dass das Kind krank sei, damit es nicht mit ihm zusammen sein kann. Was soll er tun? Mit der Polizei aufmarschieren? Statt als Vater akzeptiert, wurde Dietmar U. zum Samenspende- und Alimentezahler degradiert.

Richard K. ist Lehrer und hatte ein Werktagbesuchsrecht – alle 14 Tage von Mittwochmittag bis Donnerstagmittag –, bis die Mutter beschloss, dass am Donnerstag der Kindergartenbesuch vorzuziehen wäre. Obgleich dies ebenso gut am

Nachmittag möglich wäre – Pädagogik wie gesunder Menschenverstand wissen, dass ein fünfjähriger Sohn nichts verliert, wenn er diesen Vormittag mit dem Vater verbringt –, und sich das Kind vehement dagegen wehrte, gab das Gericht dem Antrag der Mutter statt: ohne den Vater oder das Kind zu hören, ohne jede Verhandlung. Der Richter, der hier zugunsten der Mutter entschied, wurde von der oberen Instanz für nicht befangen erklärt. Die ohnehin viel zu rare „Vaterzeit“ wird somit als weniger wichtig eingeschätzt als ein paar zusätzliche Stunden im Kindergarten; sie ist juristisch jederzeit beschneidbar. Wenn das wirklich dem Kindeswohl förderlich ist, dann müssten – umgekehrt betrachtet – jene Kinder, die ihre Väter täglich sehen, schnellstens aus ihren Familien entfernt werden, damit sie keine psychische Schäden davontragen.

Männer sind nicht vom Mars

Schuld an solchen Einschätzungen hat das Stereotyp, dass Frauen sich besser um Kinder kümmern können als Männer, weil sie von Natur aus einfühlsamer, geduldiger, umsichtiger wären. Widerlegt wird dies nicht von jedem notgedrungen alleinerziehenden Vater, der seinen Kindern die Mutter zu ersetzen versteht, sondern auch allen neurowissenschaftlichen Studien der letzten Jahre. Männer sind nicht vom Mars, Frauen nicht von der Venus. Unsere Gehirne sind dieselben und Unterschiede in der sozialen Kompetenz statistisch weniger signifikant als der Größenunterschied zwischen Mann und Frau. Müssen Männer wie Frauen das gleiche Anforderungsprofil erfüllen und lässt man ihnen dieselbe Trainingszeit, handeln sie gleich logisch, emotional oder eloquent; wir werden gleich gut im Windelwechseln wie im Einparken, im Zuneigung-Bekunden und Die-Welt-konfrontieren.

Kümmern sich beide gleichzeitig um eine Sache, teilen wir uns die Aufgabenbereiche, um uns gegenseitig zu ergänzen. Nicht unsere Naturen sind demnach anders, sondern unsere Kulturen, in denen wir, je nach Zeiten und Verhältnissen, das Wechselspiel unserer Rollen einmal besser, einmal schlechter bewältigen. Im 19. Jahrhundert waren alle Rechte den Vätern überlassen, ledige Mütter rechtlos. Dies hat sich bei den Umwälzungen des 20. Jahrhunderts ins Gegenteil verkehrt. Ausgeglichen hat sie das Rollenspiel erst wieder in den letzten zwei Jahrzehnten – nicht überall.

Während in 18 von 27 EU-Staaten unverheiratete Eltern weitgehend gleichgestellt sind und automatisch ein gemeinsames Sorgerecht erhalten, laborieren Österreicher und Deutsche weiter unter ihren Altlasten: Unser Sorgerecht stammt aus der Nazi-, unser Mutterbild aus der Nachkriegszeit.

Aus diesem Grund ist auch die psychologische Fachliteratur bis hinauf in die 70er-Jahre von einem dominanten Mutterbild geprägt – und die vor der Pensionierung stehenden Gutachter damit. Für Psychologen, die ihre Ausbildung im letzten Jahrzehnt abgeschlossen haben, ist hingegen völlig klar, dass Mann wie Frau gleich gute Bezugspersonen sind, dass jedes Kind Vater wie Mutter zu gleichen Teilen braucht und sich unsere Gesellschaft mittlerweile genug gewandelt hat, um dafür Männerkarenzen anzubieten. Nur unsere Gesetzgebung spiegelt diese längst überfällige Rückkehr zu einem Normalzustand nicht wider.

Der Schaden, den unsere Rechtsprechung anrichtet, ist dabei umso größer, als die Anwesenheit von Vätern in der frühen Kindheit entscheidend ist. Wird der Umgang mit ihnen boykottiert, hat dies Folgen für die Entwicklung. Kinderpsychologische Studien zählen dazu eine erschwerte und verzögerte Individuation des Kindes, Schwierigkeiten im Umgang mit Ambivalenz und Aggression; Depressionen, Konzentrations- und Schlafprobleme; Verunsicherungen im Bereich der Geschlechtsidentität; ein idealisiertes oder abgewertetes Vaterbild, und später Schwierigkeiten im Umgang mit der eigenen Elternschaft und der Beziehung zu den eigenen Kindern. Zusammengefasst werden diese Symptome unter dem Begriff „Elterliches Entfremdungssyndrom“.

Franz M.'s ehemalige Lebensgefährtin richtet ihren Urlaub stets so ein, dass er sein Kind jeden Sommer über zwei Monate lang im Stück nicht sieht; sie lässt beide prinzipiell nicht miteinander telefonieren und die Geburtstage selbst tags darauf nicht nachfeiern. Das Gericht segnet dieses Gebaren vollumfänglich ab. Ersatzbesuchstage für die entfallenen Sommertage werden nicht gewährt, weil dies „die Besuchsregelung durcheinanderbringen würde“; telefonischen Kontakt würde die Judikatur allenfalls genehmigen, wenn der Vater nach Amerika umzieht; Geburts- und Feiertage hat das Kind allein bei der Mutter zu verbringen. Dass das Kind anderslautende Wünsche artikuliert, ist für das Gericht unerheblich: Denn so stellt sich der Regelfall dar. Ist eine größere Schere denkbar zwischen dem, was wir als selbstverständlich und moralisch richtig empfinden – ein Te-

lefonat mit dem eigenen Kind –, das Gericht jedoch verbietet?

In Österreich betrifft dies jährlich etwa 10.000 Väter, in Deutschland sind es 1,5 Millionen, denen der Kontakt zu ihren Kindern erschwert wird. Solch ein Verhalten mag in manchen Fällen ein Schutz vor gewalttätigen Fällen sein. Der deutsche Verfassungsgerichtshof und das Bundesjustizministerium haben festgestellt, dass in einem Viertel der Fälle „Mütter allein deshalb die Zustimmung zur gemeinsamen Sorge verweigern, weil sie ihr angestammtes Sorgerecht nicht mit dem Kindsvater teilen wollen“.

Was das Dutzend lediger Väter auf meinem Gruppenfoto betrifft, so ähneln sich nicht nur ihre Rechtsfälle – auch ihre Beziehungen sind auf vergleichbare Art zerbrochen, ohne dass ihnen ein besonderes Maß an Schuld zuzuschreiben wäre. Noch eine Gemeinsamkeit tritt in den einzelnen Schilderungen zutage: die Persönlichkeiten der jeweiligen Kindsmütter, die übereinstimmende Züge zeigen.

Nehmen wir etwa das Kind von Hans M. Es bittet Vater wie Großeltern mehrfach um Hilfe, weil „die Mama sagt, ich bin nur ihr Kind, und nicht das vom Papa“. Es erzählt, dass ihm die Mama verbittet, zum Vater „Papa“ zu sagen. Dazu agiert die Kindsmutter bei jeder Übergabe ihre Feindseligkeit offen aus, sodass das Kind inzwischen den Vater warnt: „Vorsicht, die Mama kommt!“; sein einziger Wunsch ans Christkind ist, „dass die Mama nicht mehr mit dem Papa böse ist“. Was vermag dieses Verhalten einer Frau erklären, die dazu von Beruf Pädagogin ist?

Kinder als Besitz betrachten

Rachegefühle allein erklären solche, meist die gesamte Kindheit währenden Missbräuche kaum, da irgendwann jede Trennung bewältigt ist. Was bringt Mütter dazu, ihre Kinder als ihren Besitz zu betrachten? Offensichtlich ein Gefühl von Schwäche. Dazu aber kommt bei jenen, die sich einer einvernehmlichen Lösung verweigern – das ist immerhin bei allen mir geschilderten Fällen so –, eine Haltung zum Vorschein, die einer narzisstischen Symptomatik zum Verwechseln ähnlich sieht. Damit ist nicht übergroße Eitelkeit gemeint, sondern eine Persönlichkeitsstörung, deren Wurzel in geringem Selbstwertgefühl zu suchen ist. Jede verantwortlich handelnde Mutter wird – bei einem dementsprechend agierenden Vater – nach erfolgter Trennung das Kind über die privaten Konflikte stellen. Frauen mit geringen Selbstwertgefühlen tendieren dazu, Kinder zu instrumentalisieren, um über sie Konflikte austragen zu können.

Das hat Konsequenzen für den Umgang mit dem ehemaligen Lebenspartner. Zum einen gewinnen sie aus der Kontrolle über das Kind ihre Selbstbestätigung. Zum anderen lassen sie keine bewältigte Trennung zu, weil die über das Kind provozierten Reaktionen sie jedes Mal ins Zentrum setzen. Ob es sich dabei um positive oder negative Reaktionen handelt, ist gleichgültig – solange ihnen nur Aufmerksamkeit winkt. Weshalb es mit diesen Müttern kaum eine gütliche Einigung geben kann.

Die eigenen Minderwertigkeitsgefühle kompensieren können erst die auf sie gerichteten Kinderaugen. Sie sehen in dieser Hingabe des Kindes eine bedingungslosere Liebe als die zu einem Erwachsenen und begeben sich dadurch in eine Symbiose mit ihm. Das Kind ersetzt ihnen den Lebenspartner; mit ihm schotten sie sich, bis auf menschliche Interaktionen, die sie kontrollieren kön-

nen, von der Umwelt ab. Wo eine Mutter normalerweise um jede väterliche Unterstützung froh wäre, braucht eine narzisstische Mutter gerade das Gefühl der Überbeanspruchung: Durch die extreme Mutterrolle erlangt sie die nötigen Selbstwertgefühle. Ein aktiver Vater stört diese Symbiose.

Darin ist selbst eine Pädagogin wie die Mutter von M.'s Kind keinen Argumenten zugänglich. So gibt sie ihrem Fünfjährigen immer noch den Schnuller und abends ein Fläschchen, um symbolisch stillen zu können; sie hat das Kind erst spät von den Windeln entwöhnt und lässt es weiterhin neben sich im ehemaligen Ehebett schlafen. Das ist ein krankhaftes Verhalten, das sich letztlich nur graduell von Pädophilie unterscheidet. Gesetzgeber wie Gerichte müssen für solche Problematiken kindsgerechte Lösungen anbieten. Zunächst ist zu verhindern, dass eine gemeinsame Obsorgeregelung weiterhin eine Vereinbarung ohne Verpflichtungen oder Folgen bleibt, die einzig übergreifigen Müttern als Freibrief dient.

Dagegen gehalten wird stets, dass zwischen zerstrittenen Eltern keine Kompromisse möglich wären und nicht erzwungen werden können. Das ist Unsinn. Von Mediatoren über Psychologen bis zum Jugendwohlfahrtsträger stehen genügend Vermittler zur Verfügung. Deren Aufgabe wäre unter umgekehrtem Vorzeichen – nämlich ein Gleichgewicht zwischen den Eltern zu erreichen – nicht schwieriger als bisher. Wo bislang ein rein geschlechtsbedingtes Mutterbild als Maßstab dient, geht es nun um die Beurteilung, wie kindsgerecht und kompromissbereit das Verhalten eines Elternteiles ist. In Deutschland wird dies - mit einer Erfolgsrate von 98 Prozent – im sogenannten Cochemer Modell durchgeführt. Dabei verpflichtet das Gericht die Eltern zu einer psychologischen Beratung, um eine Lösung zu erarbeiten, mit der sich alle einverstanden zeigen. Erst danach wird der Fall gerichtlich geregelt und nach drei Monaten die Einhaltung der Regeln überprüft. Wenn trotzdem keine Zustimmung zu einer gemeinsamen Obsorge zu erzielen ist, kann sie jenem Elternteil überlassen werden, der sich als weniger egoistisch und toleranter erweist.

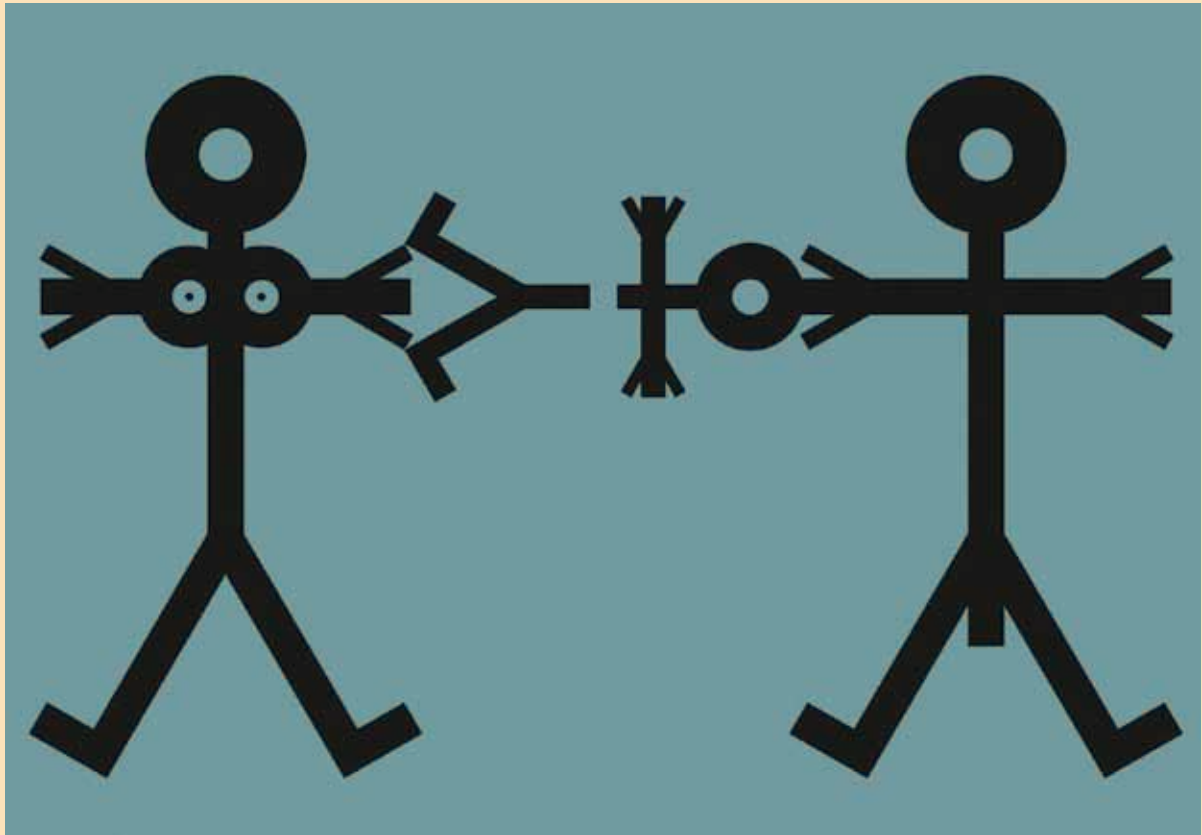
Brechts Parabel vom kaukasischen Kreidekreis hat nichts von ihrer Einsicht verloren. Darin soll ein Armeleutrichter, ein verschmitzter Lebenspraktiker, über den Anspruch zweier Mütter auf ein Kind entscheiden, und verfällt darauf, beide gleichzeitig versuchen zu lassen, das Kind aus einem Kreidekreis herauszuziehen. Die „wahrhaft Mütterliche“ lässt das Kind lieber los, als ihm wehzutun – während Mütter, die auf eine alleinige Obsorge pochen, ihm lieber wehtun, bevor sie es zum Vater lassen.



Raoul Schrott, geb. 1964 in Tirol, ist Schriftsteller. Er studierte Literatur- und Sprachwissenschaften in Norwich, Paris und Innsbruck. Zuletzt erschien „Gehirn und Gedicht“ (Hanser). Im Frühjahr erscheint sein neuer Roman „Das schweigende Kind“.

IMPRESSUM:

Redaktion: Christoph Winder (Leitung), Mia Eidlhuber (Titel, Ich frage mich ...), Stefan Gmünder (Literatur), Tanja Paar (Reisen).
Mitarbeiter: Wojciech Czaja
Sekretariat: Esther Hecht
Layout: Armin Karner, Claudia Machado-Handsurs, Magdalena Wallner
E-Mail: album@derStandard.at



Zerren am Kind: Brechts Parabel vom kaukasischen Kreidekreis hat nichts von ihrer Einsicht verloren. Foto: Corbis

Architektur des Aufbruchs und des Aufatmens

Österreichische Architektur der 1950er-Jahre wird heute landläufig, leicht despektierlich, als „Bausubstanz der Nachkriegszeit“ apostrophiert. Naturgemäß repräsentieren die damals oft rasch errichteten Gebäude den Wiederaufbau. In Wahrheit aber nutzten zahlreiche Bauherren und Architekten die Möglichkeit, ganz bewusst einen Neuanfang, einen Bruch mit der Tradition zu setzen. Hiemit symbolisieren viele der dezidiert modernen Bauten den Start in eine neue Ära, einen Aufbruch, der auch einen sozialphilosophischen Wandel der bis dahin gespaltenen Gesellschaft symbolisieren sollte.

Der Fotograf **Stefan Oláh** setzte sich zum Ziel, die originäre Authentizität der heute oft abgenutzten und abgewohnten *Österreichischen Architektur der Fünfziger Jahre* zu dokumentieren, bevor die Bauwerke „in gutem Glauben“ behübscht, restauratorisch verschandelt oder verfälscht respektive überhaupt abgerissen werden. Im Fokus seiner Dokumentation lagen öffentliche Gebäude wie Südbahnhof, Gartenbaukino, 20er-Haus, Wien-Museum, Linzer Kammerspiele, Kraftwerk Imst, Bisambergsender, Gänsehäufel oder private Refugien wie das Hotel Prinz Eugen oder der Grazer Schneidersalon Bernschütz. Repräsentativ für den Charme und Stil jener Dekade.

Ein von STANDARD-Architekturexperte Wojciech Czaja – wie gewohnt – fachlich fundiert und eloquent geführtes Gespräch dekuriert sowohl Oláhs philosophischen Ansatz als auch seinen professionellen Zugang der Perspektivenfindung. Nicht zuletzt durch das Vertrauen auf die Technik einer analogen Großbildkamera, einer Linhof Technika, erhalten seine Aufnahmen eine speziell wunderbar unzeitgemäße, historische Anmutung, eine Aura des Authentischen.

Für nachfolgende Generationen aber haften den „sauberen, kultivierten Interieurs von gelassener Eleganz“, den Nierentischen, Holzvertäfelungen, bunten Mosaikwänden und Geländern aus Kunststoff aber eher ein Odeur à la „Geschichten vom Samstagnachmittag“ an. Mit Patchouli, Lakritze und Toast Hawaii. Mancher Kulisse könnte Hans Moser entsteigen, gefolgt von Oskar Sima und Anni Rosar.

Stefan Oláh betreibt mit seiner Kamera subtil und wortlos Architekturanalyse. Mit seiner Neubewertung des Vorhandenen erschuf er einen visuellen Kommentar und eine charmante Zeitreise. *Gregor Auenhammer*

Stefan Oláh, „Österr. Architektur der 50er-Jahre“. € 29,- / 176 S., Anton Pustet 2011

Ein
auf der Flucht

vor den Gänseblümchen
rasend schnell

versunkener
Elefant, der

Baumstrunk im Grün
vor dem Fenster, der

mit großem Wurzelrüssel
durch das Gras drängt

und zur Steppe
in mir

zu

O. P. Zier,
aus „Freibord. Zeitschrift für Literatur und Kunst“. Nr. 152. Hrg. von Gerhard Jäschke. freibord@gmx.at



Hörbuch

Der Spott nimmt kein Ende

Erstaunlich, wie alt so mancher Gegenwartsautor wirkt – und wie lebendig ein Autor, der vor 155 Jahren starb! Vor fünf Jahren wurde ein ganzes Jahr lang Heinrich Heine (1797–1856) gefeiert; und zugleich etwas handzahn zugerichtet. Wie hätte sich dieser große Spötter über jene amüsiert, die ihn feierten! Es wäre wohl schönes Material für diesen Ironiker und grandiosen Lyriker der deutschsprachigen Literatur gewesen, dessen Prosa etwas in den Hintergrund getreten ist. Sehr zu Unrecht, wie die hochintelligente Lesung Stefan Kaminskis von Heines fiktiven Lebenserinnerungen eines Adligen namens Schnabelewopski belegt. Um 1822 hat Heinrich Heine wohl begonnen, diese heiter-schelmische Satire über den polnischen Herren von Schnabelewopski, deutsche Küche, Städte wie Hamburg und Amsterdam und Theologie zu Papier zu bringen, sie nicht abgeschlossen und rund zehn Jahre lang zur Seite gelegt, um sie in seine Reisebilder aufzunehmen. Da lebte der gebürtige Düsseldorfer bereits in Paris. In Stefan Kaminski, seit 2001 Ensemblemitglied des Deutschen Theaters in Berlin, hat dieser Text, aus einer Episode bezog der Antisemit Richard Wagner die Basis für seinen *Fliegenden Holländer*, einen fulminanten, präzise aufgelegten, die ironischen Untertöne und Strömungen des beschwingten Textes beschwingt lesenden Rezitator gefunden. *Alexander Kluy*

Heinrich Heine, Aus den Memoiren des Herrn Schnabelewopski“. € 15,20 / 120 min. GoyaLIT, Hamburg 2011



Krimi

Das unbegreifbare Böse

In einem Wald auf der Schwäbischen Alb ist ein Heimatforscher unterwegs. Der alte Lehrer Mauser hat einen Metalldetektor und sucht nach Keltengräbern. Eigentlich ist das verboten, aber wer sollte den Pensionisten schon sehen in dieser einsamen Gegend. Mausers Detektor findet ein Silberkettchen mit einem Anhänger, ein sogenanntes „Gottschützgedichle“ – und darunter ein Kinderskelett. Es muss schon lange da liegen, keiner aus dem Dorf Kettenacker erinnert sich, dass ein Kind vermisst wurde. Mauser findet wenig Hilfe bei seinen Nachforschungen, und einem Auswärtigen wie dem Kommissar Greving erzählt man schon gar nichts. **Rainer Gross** entwickelt aus einer grausamen Geschichte aus der NS-Zeit einen Krimi, aus dem wiederum eine Art Heimatroman wird. Die Dorfbewohner mit ihren Altnazis, ihrem Aberglauben und ihrer Autoritätshörigkeit verkommen hier nicht zum Klischee. Sie sind überzeugend charakterisiert, die Gegensätze zwischen Katholischen und Evangelischen schaffen zusätzliche Schattierungen. Der Kernpunkt sind aber die Auseinandersetzungen des Lehrers mit dem gläubigen Kommissar über das Böse an sich und der unlösbaren Frage, warum ein Gott es zulässt, dass ein Kind vergewaltigt und verscharrt wird. Plastische Naturschilderungen runden einen packenden Krimi ab, der zu den gelungensten des Jahres gehört. *Ingeborg Sperl (www.krimiblog.at)*

Rainer Gross, „Kettenacker“. € 13,40 / 362 Seiten. Pendragon, Bielefeld 2011



Kinderbuch

Wie aus der Milchpackung ein Auto wird

Die Zeit drängt. Das Weihnachtsfest ist schneller da, als manchen lieb ist. Die älteren Kinder haben immer noch keine Geschenke für Oma und Opa, für die Tanten und Onkel. Kaufen ist langweilig – das Taschengeld, so es eines gibt, so und so schon knapp. **Lisa Wagner** hilft. Stopp! Nichts wegwerfen. (Fast) alles kann verwendet werden, meint Wagner. *Kinderwerkstatt Recycling-Kunst* heißt ihr Buch für Kinder ab dem vierten Lebensjahr. Was alles möglich ist, verrät schon der Untertitel: „Vom Milchtütenauto zum Keksdosenfilm“. Wo man das Bastelmaterial findet, erklärt die Autorin folgendermaßen: „Bei einem Gang durch die Wohnung können Sie eine Fülle von Gegenständen entdecken, die zur Umfunktionalisierung geeignet sind.“ Ein lohnendes Zielgebiet sei die Küche. Das versteckte Potenzial erkennen, lautet die Devise. Karton, Klopapierrolle, Tetrapack, Streichholzschachteln, Korken oder Plastikbesteck – alles kann irgendwie verwendet werden. Wenn man geschickt ist. Zu Hause ist der Papa da keine große Hilfe. Ungeduld gepaart mit Ungeschicktheit ist eine schlechte Mischung. Dabei erklärt Wagner alles. Schreibt auch, welche Werkzeuge man benötigt, welche Verbindungen, Kleber es braucht. Ein Kurztext zu jeder Bastelanleitung liefert mit, was benötigt wird – und ab welchem Alter man loslegen kann. Also: Kaufen war gestern! *Peter Mayr*

Lisa Wagner, „Kinderwerkstatt – Recycling-Kunst“. € 23,60 / 159 Seiten. AT Verlag, Aarau 2011



Fundstücke

Und si hod ian Buam auf d Wöd brochd

Oesdan, gem ma s au, in Jesus sa Aansabosd, in Christus seine, in Heugod sein Buam seine.“ Viele mögen berufen gewesen sein, das Neue Testament zu popularisieren, doch nur wenige wurden auserwählt. **Wolfgang Teuschl** (1943–1999) war ein Auserwählter. Einerseits genau wie ein gelernter Mathematiker (der er war), andererseits als kabarettistischer Sprachjongleur geeicht (Sowinetz' *Alle Menschen san ma zwider* war von ihm), machte er sich an die wienerische Fassung der Geschichte Jesu vom frühen Schaffen („Wia r a augfaugnd hod zaang, wea r a is“) bis zum bitteren Ende („Wia s eam haamdraan und wia r a wida lewentich wiad“) – so, dass einem Meidlinger der Mund offen bleibt und H. C. Artmann dagegen fast wie Hochdeutsch klingt. *Da Jesus & seine Hawara*: Wer das Glück hatte, Teuschl selber vortragen zu hören, der weiß, dass **Willi Resetarits** eine Idealbesetzung ist, den Text heute zu Gehör zu bringen. Residenz hat eine Neuauflage des Buches (zweisprachig sozusagen, mit 22 Seiten Glossar, das auch Wiener manchmal brauchen werden) mit einer kompletten Lesung auf CDs durch Ex-Ostbahn-Kurti kombiniert. Eine schöne Gabe in letzter Minute „für Zuagaste aus aller Welt und sonstige Piefkineser“. Na denn nischt wie ran. *Michael Freund*

Wolfgang Teuschl, „Da Jesus & seine Hawara“. € 19,90 / 240 Seiten **Willi Resetarits**, Komplettlesung, mit Karl Ritter (Gitarre). € 19,90 / 3 CDs. Beide: Residenz Verlag, St. Pölten / Salzburg 2011



BEST-SELLER

Bestseller Belletristik

- 1 (1) Umberto ECO
Der Friedhof in Prag
Hanser, € 26,80
- 2 (7) Charlotte ROCHE
Schoßgebete
Piper, € 17,50
- 3 (3) Edmund de WAAL
Der Hase mit den Bernsteinaugen
Zsolnay, € 20,50
- 4 (8) Daniel GLATTAUER
Mama, jetzt nicht!
Deuticke, € 18,40
- 5 (2) Maja HADERLAP
Engel des Vergessens
Wallstein, € 19,50
- 6 (neu) Christine NÖSTLINGER
Eine Frau sein ist kein Sport
Residenz, € 21,90
- 7 (Wiedereinsteiger) Jonas JONASSON
Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand
Carl's Books, € 15,50
- 8 (iO) Arno GEIGER
Der alte König in seinem Exil
Hanser, € 18,40
- 9 (4) David SAFIER
Happy Family
Kindler, € 19,50
- 10 (9) Walter MOERS
Das Labyrinth der Träumenden Bücher
Knaus, € 25,70

Bestseller Sachbuch

- 1 (1) Hugo PORTISCH
Was jetzt
Ecowin, € 14,90
- 2 (2) Walter ISAACSON
Steve Jobs
C. Bertelsmann, € 25,70
- 3 (3) Guinness World Records 2012
Bibliographisches Institut, € 20,60
- 4 (5) Heinz NUSSBAUMER
Meine kleine große Welt
Styria premium, € 24,99
- 5 (neu) Claudia STÖCKL
Frühstück bei mir
Ecowin, € 19,95
- 6 (Wiedereinsteiger) Georg MARKUS
Schlag nach bei Markus
Amalthea, € 24,95
- 7 (Wiedereinsteiger) Thomas Geierspichler
Thomas Geierspichler
Ueberreuter, € 19,95
- 8 (neu) Gabriele LUKACS, Robert BOUCHAL
Geheimnisvolle Unterwelt von Wien
Pichler, € 24,99
- 9 (neu) Gerhard HADERER
Jahrbuch Nr. 4
Ueberreuter, € 14,95
- 10 (6) Helmut KRÄTZL
Mein Leben für eine Kirche, die den Menschen dient
Tyrolia, € 24,95

Copyright by Verlagsbüro Schwarzer

Krimi-Bestenliste

- 1 Deon MEYER
Rote Spur
rütten & loening, € 19,99
- 2 Kate ATKINSON
Das vergessene Kind
Droemer, € 19,99
- 3 Don WINSLOW
Zeit des Zorns
Suhrkamp, € 14,95
- 4 Joe R. LANSDALE
Gauklersommer
Golkonda, € 16,90
- 5 Matthias WITTEKINDT
Schneeschwern
Edition Nautilus, € 18
- 6 Ulrich RITZEL
Schlangenkopf
btb, € 19,99
- 7 Heinrich STEINFEST
Die Haischwimmerin
Piper, € 19,99
- 8 Christian MÄHR
Das unsagbar Gute
Deuticke, € 17,90
- 9 Joe NESBØ
Die Larve
Ullstein, € 21,99
- 10 Rainer GROSS
Kettenacker
Pendragon, € 12,95

Mauerbau, Familienzerfall

Julia Franck erzählt in ihrem Roman „Rücken an Rücken“ faszinierend von Ostberliner Unfreiheit. Von Klaus Zeyringer

Rücken an Rücken sitzen sie 1954 im Baumhaus. Die elfjährige Ella erzählt ihrem Bruder Thomas zum wiederholten Mal vom gefallenem Vater, wie er auf Kriegersurlaub gekommen sei, eine Staffelei statt eines Gewehrs über der Schulter. „Es blieb immer dieselbe Geschichte“, lehnt sich der Junge an der Schilderung und an die Schwester an, „also stimmte sie, selbst wenn Ella erst ein Jahr alt gewesen war, als er geboren wurde“, selbst wenn sie in den Bergen im Februar nicht, wie sie behauptet, Käfer fangend auf der Wiese gesessen sein könne.

Rücken an Rücken betitelt Julia Franck ihren faszinierenden Roman, der in das Ostberlin der Fünfzigerjahre bis zum Mauerbau führt und sich um eine intensive Geschwisterbeziehung dreht. Alle 13 Kapitel tragen, von „Schwanen“ bis „Lieben“ Infinitiv-Titel. Die Perspektive wechselt zwischen Ella und Thomas; und nicht nur die zentrale Rücken-an-Rücken-Passage gibt feine, aber deutliche Hinweise, dass die Wahrheit

der Schilderung keineswegs sicher sei. Für das gesamte Romangebilde ist es von grundlegender Bedeutung, dass Wesentliches aus zweiter Hand mitgeteilt wird. So auch der sexuelle Missbrauch, als dessen Opfer sich die instabile Ella ihrem Bruder gegenüber ausgibt, der ihre Worte aus seiner Erinnerung zur Missbrauchsszene imaginiert – und derart indirekt erfährt man sie als Leser.

Einem deutschen Rezensenten, dem die prinzipielle Unsicherheit dieser Erzählung entgangen war und der den moralischen Vorwurf erhoben hatte, der Zusammenhang zwischen KZ-Opfer und Kinderschänder sei „schändlich“, hat Julia Franck kürzlich zu Recht eine „Blockwartmentalität“ vorgeworfen. Zudem weiß man nicht nur nach der Lektüre von Primo Levi, Kertész, Semprún, Klüger literarisch von der Vielfältigkeit der Menschen im KZ. Wären alle, die den Horror der Nazis überlebt haben, deswegen und durchwegs Gute, dann könnte wer auf die Idee kommen, das KZ als Besserungsanstalt zu bezeichnen.

Im Romangeschehen fallen den Geschwistern die Unsicherheiten der Erinnerung und der Wahrnehmung in den Rücken, vor allem jedoch die Widrigkeiten einer kalten, meist hinterfotzigen Umwelt.

Die Bildhauerin Käthe, die Mutter von Ella und Thomas sowie von

abgeschobenen, auch im Text als Gegenpaar an den Rand gestellten Zwillingen, ist wochenlang abwesend. Hart müsse der neue Mensch gebildet werden, hart, wie sie ihre Statuen aus Stein formt. Käthe schimpft, befiehlt, straft, ohne sich um die Bedürfnisse ihrer Kinder zu kümmern. Wie die Erziehungsmaßnahmen des von ihr rücken-gestärkten kommunistischen Regimes, so ihr Regime im Kleinen.

Unterstützt wird es zunächst von einem Lebensgefährten, dann von einem Untermieter, beide offenbar Stasi-Agenten. Die Geschwister versuchen sich gegenseitig, Rücken an Rücken, und mittels Sprachfantasie zu stützen.

Während Ella, die Wortspiele imaginiert, widerpenstig und selbstzerstörerisch reagiert, schreibt Thomas Gedichte und wächst demütig heran, erträgt den erniedrigenden Arbeitsdienst, bekommt es beim Praktikum im Spital mit Siechtum und Tod zu tun. Bis er die Liebe findet – die Krankenschwester Marie hat allerdings Kind und brutalen Mann. Und so bleibt im vermauerten Ostberlin kaum ein Ausweg. Langsam

erschließen sich Vorgeschichten – von Käthes Professorvater und ihrer jüdischen Mutter – aus der Erzählperspektive der Kinder, die mit all den Konflikten und Beziehungen starke Gefühle zum Ausdruck bringen. Käthe hingegen liebt die Steine, ihr sind Erinnerungen zuwider: „Sie mochte den Blick zurück nicht, es sollte vorwärtsgehen.“

Es gehe um die Gesellschaft, erklärt sie, „nicht um das Private“. Beides aber liegt ihr am Ende in Trümmern, das Private zur Zeit des Mauerbaus – und dass damit auch ihre politische Vorstellung

„Julia Franck legt einen literarischen Brennspiegel vor, in dem sie mit dem Zerfall einer Familie soziale, politische sowie kulturelle Brüche bündelt und insbesondere die Frage nach der Verantwortung stellt.“

scheitert, drückt ihr Sohn drastisch aus: „Deine Partei ist ein Knast.“ Wie er aus der DDR flüchten will, so hat er mit Ella auf den ersten Seiten des Romans der Mutter entfliehen wollen.

Familienromane haben in letzter Zeit kaum das Wohlwollen der Leseprofis erregt. Dabei vermögen sie, nicht erst seit Thomas Manns *Buddenbrooks*, das Bild einer Gesellschaft im Privaten zu konzentrieren und daraus wiederum gesellschaftliche Reflexe zu gewinnen. Julia Franck ist dies mit ihrem vom Deutschen Buchpreis gekrönten Erfolg *Die Mittagsfrau* 2007 gelungen. Nun legt sie erneut einen literarischen Brennspiegel vor, in dem sie mit dem Zerfall einer Familie soziale, politische sowie kulturelle Brüche bündelt und insbesondere die Frage nach Verantwortung stellt.

Für die vielfältigen Schichten der inneren und äußeren Handlung findet sie eine adäquate Sprache, bezeichnende Motiv-Ver-schränkungen (Kälte, Wasser, Stein) und starke Sätze: „Am Ende solcher Sätze versuchte er im Gedächtnis rückwärts zu hören“, heißt es über Thomas, als Ella ihre Wörter so betont, dass sie den Sinn „fledert“. Und dann: „Sie glaubte jetzt an ihre Geschichte, an jedes Detail. Er wusste nicht, ob sie nur vor ihm so tat, als könnte sie die Welt allein mit ihren Ein-fällen und Behauptungen ändern – oder ob sie es selbst glaubte.“

Julia Franck, „Rücken an Rücken“. Roman. € 20,60 / 383 Seiten. S. Fischer, Frankfurt/Main 2011



Alte Geschichten und kein Ausweg aus dem vermauerten Ostberlin: Julia Franck.

Foto: Mathias Bothor

Der Teufel im Engelsgewand

Wenn sexueller Missbrauch und Geborgenheit eine Einheit bilden: Margaux Fragoso erzählt ihre Kindheitsgeschichte. Von Sebastian Gilli

Mit ihrem literarischen Debüt *Tiger, Tiger* zeichnet die US-Amerikanerin Margaux Fragoso ihre eigene Kindheitsgeschichte auf und berichtet über den an ihr verübten sexuellen Missbrauch. „Ich begann, dieses Buch nach dem Tod von Peter Curran zu schreiben, den ich mit sieben Jahren kennenlernte und mit dem ich fünfzehn Jahre eine Beziehung hatte, bis er im Alter von sechsundsechzig Selbstmord beging.“

In dem sachlichen Stil des Prologs geht es nicht weiter. Vielmehr erzählt Margaux nahezu die ganze Zeit aus der Innenperspektive der Protagonistin, was ihre Erinnerun-

gen an das intime Verhältnis des Mädchens zu dem 35 Jahre älteren Peter zu einem beklemmenden Lesestoff macht. Erzählendes Ich und Autorin sind identisch, und durch den Verzicht auf retrospektive Bewertungen verstört die Lektüre zunehmend. Es geht Fragoso allein um die Darstellung, wie sie die Vorgänge im jeweiligen Alter wahrgenommen und erlebt hat.

Die pädophile Beziehung – sie dauerte 15 Jahre – beginnt in einem Freibad der Kleinstadt Union City in New Jersey. Die siebenjährige Margaux geht auf Peter, der mit seinen Stiefsöhnen spielt, zu und ist überglücklich, dass sie ein Erwachsener ernst nimmt.

Denn Geborgenheit kennt sie kaum: Die Mutter ist depressiv, der Vater gewalttätig. Später besucht das Einzelkind regelmäßig mit der Mutter Peters ungewöhnliches Haus, das einer Villa Kunterbunt gleicht. In ihren Augen ist der Kriegsinvalid ein Wunder: Er erschafft ihr ein Paradies. Die Schilderungen Peters zeugen von einer starken emotionalen Abhän-

gigkeit der Autorin zum Ersatzvater, Liebhaber und Peiniger.

Grauenvoll verklärt Margaux die Zerstörung ihrer Kindheit. Rollenspiele, Pornofilme und Motorradfahrten prägen den Alltag, der aus Lügen, Angst und Manipulation besteht. Trotzdem behauptet sie, bei Peter glücklich gewesen zu sein. „Ich genoss das Gefühl, dass er mich brauchte (...), dass er mich in den Arm nahm, mich streichelte. Es gab niemanden anderen, der das tat.“ Darf es das Wort Liebe in Zusammenhang mit sexuellem Missbrauch geben?

Margaux Fragoso, Jahrgang 1979, ist heute Mutter einer Tochter und hat Anglistik und Kreatives Schreiben studiert. Man möchte ihr eine naive Erzählhaltung vorhalten, auch wirkt ihre Sprache angesichts des Themas seltsam glatt. Dennoch ist die Sprache anschaulich, flüssig und fesselnd; ihre Erinnerungen sollen eine individuelle Geschichte sein und keinen Anspruch auf Verallgemeinerung erheben. Einen Kinderschänder, der das Kind abgöttisch erhöht,

kann man erwarten, dass er jedoch als Erlöser seines Opfers auftritt, macht die Lektüre schwer erträglich. Der Leser erkennt den Teufel, das Mädchen aber sieht einen Engel.

Auch wenn Fragoso keine Notwendigkeit einer intellektuellen Distanz zu ihren Erinnerungen sieht, hat sie nach 450 Seiten ein Nachwort angefügt, in dem sie ihre Erkenntnisse aus psychologischer und juristischer Fachliteratur präsentiert. „Als ich (...) über meine persönlichen Erlebnisse nachdachte, wurde mir erst das ganze Ausmaß der Methoden bewusst, mit denen Peter meine Familie und mich manipulierte (...). Pädophile sind Meister der Täuschung, weil sie Meister der Selbsttäuschung sind.“ Die Ungeheuerlichkeit des Buches aber liegt wohl darin, dass noch nie einem Pädophilen solch menschliche Wärme zugeschrieben wurde.

Margaux Fragoso, „Tiger, Tiger“. Deutsch von Andrea Fischer. € 25,60 / 440 Seiten. FVA, Frankfurt/Main 2011